Erinnerungsblätter.

Sechster Theil.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

1.

Als ich meine Biographie der Herzogin Dorothea von Kurland schrieb, kam die Herzogin von S— durch Dresden. Ich fand es für passend, da sie die einzige noch lebende nahe Angehörige der Herzogin ist, sie von meiner Arbeit zu benachrichtigen und sie zu bitten, mir Notizen zu geben, die mich in den Stand setzen konnten, hier und da, wo meine Quellen mich verließen, beglaubigte Züge dem Gemälde hinzuzufügen. Ich schrieb ihr artig, höflich, ganz erfüllt von dem liebenswürdigen Bilde, das zu fertigen ich eben unter der Hand hatte, voll Vertrauen, daß sie mit Freuden das Ihrige dazu beitragen würde, um daß ein befriedigendes Ganze zu Tage gefördert werde. Ich erwartete, daß sie mir persönlich darauf antworten oder mich zu sich einladen werde; es geschah aber keines von beidem.

Wenige Tage nach Abgang meines Briefs findet

sich ein Mann bei mir ein, der sich nicht nennt, von der Fürstin abgesendet zu sein vorgibt, um mir zu bedeuten, daß die Frau Fürstin es unnöthig fände, daß eine neue Biographie ihrer Verwandten erscheine, da eine solche bereits aus der Feder des Herrn Tiedge existire. Verwundert sah ich den Mann an. Soviel ich wüßte, entgegnete ich, hätte ich nicht die Fürstin um Erlaubniß gefragt, ob ich die Schrift schreiben solle oder nicht. Ich ließe ihr demnach für ihre Mittheilung danken, und würde thun was mir gefiele. Hiermit drehte ich ihm den Rücken zu und ließ ihn ohne Abschied gehen. Der Mann entfernte sich indem er noch einige Entschuldigungen angebracht. Später erfuhr ich, dieser Bote, den ich für einen Diener gehalten, sei ein sächsischer Landstand gewesen. Er hatte sich die Art des Empfangs selbst zuzuschreiben: hätte er sich genannt, würde er anders aufgenommen worden sein.

Anfangs war ich so erbittert über dieses rücksichtslose Betragen, das so grell contrastirte gegen die Weise der Frau, deren Leben ich eben schrieb, daß ich etwas von dem Leben der Frau Herzogin in die Schrift wollte einfließen lassen, dann aber fiel mir ein, daß der Charakter des Buchs dadurch unfehlbar leiden müßte und daß diese Rache kaum an

ihrem Platze sei. Das Buch wurde fertig geschrieben und liegt bereits seit einiger Zeit der Oeffentlichkeit vor.

Dieser Vorfall ist unbedeutend; er führt aber zu einer Beobachtung, die bereits seit geraumer Zeit jedermann zu machen im Stande ist, der etwas genauer die Lage der Literatur in Deutschland beobachtet. Es ist dies das Zerwürfniß, und infolge dessen die Spannung, die mit dem Adel und den Hofkreisen und der schöngeistigen Literatur der Neuzeit entstanden ist, die ihren Ursprung in den politischen Händeln hat. Vor funfzig, vor siebzig Jahren zurück war dies anders; es ist am schlimmsten geworden seit 1848, wo die bessern Kräfte der Literatur sich bewogen fühlten, sich der Bewegung der Massen anzuschließen. Die Ursache des Zerwürfnisses auszufinden ist unnöthig: jedermann kennt sie. Sie ist von der Zeit geboten und von der Zeit ausgeführt. Die Aristokratie hat unrecht, sich mit der Literatur auf bösen Fuß zu setzen, und die jungen Kräfte haben ebenfalls unrecht, es mit der Aristokratie zu verderben, indem sie thun als bedürften sie derselben nicht. Beide Theile schaden sich, und ein kluges Nachgeben von beiden Seiten würde eine bessere Zeit heranführen. Dieses Nachgeben ist aber

noch lange nicht zu erwarten. Die Aristokratie glaubt in ihren Rechten zu sein, wenn sie von der Literatur verlangt, sie sollte sich ihr und ihren Interessen ausschließlich weihen. Und welches sind diese Interessen? Sie bestehen in einer Masse abgelegter Vorurtheile, mit denen nichts mehr anzufangen ist, die als abgestanden und nutzlos von dem Genius der Geschichte beseitigt worden sind und jetzt keine Sympathien mehr finden. Die Throne wie die, die zunächst ihnen stehen, haben aufgehört, die Beschützer der Literatur zu sein, sie findet jetzt an dem großen Ganzen der gebildeten Mittelklassen ihre Leser und ihre Stütze. Was dieses große Ganze will, das wird geschehen, und es will offenkundig nichts über das, was man die gute Gesellschaft von ehemals nennt. Da hilft nun kein vornehmes Uebersehen, kein Naserümpfen, kein legitimer Urtheilsspruch. Die Höfe und der Adel müssen sich dem neuern Geschmacke ergeben oder sie lesen eben nichts. Das letztere thun sie, aber wie lange sie es aushalten werden, wird die Folge zeigen. Schon die Annäherung an die Dorfgeschichtenliteratur ist ein Zeichen von demokratischer Richtung.

Aber so kann es nicht bleiben. Entweder die demokratische Literatur verändert sich und wird Sa-

lonliteratur, oder die Salonliteratur, was man bisjetzt so heißt, schließt gänzlich und für immer. Wenn die Fürsten und der Adel die Literatur begünstigen wollen oder können, so ist anzunehmen, daß sich die Dorfgeschichtenliteratur ihnen wieder zuwendet, wie hierzu schon in dem „Barfüßle“ des Herrn Auerbach der Anfang gemacht worden ist, in welcher die Hauptperson schon sehr wenig von dem eigentlichen Treiben und Weben des Volks an sich hat. Die übrige demokratische Literatur würde doch unbehindert ihren Gang gehen, denn sie ist zu sehr mit den eigentlichen Interessen der Nation verwachsen, ist keine reine Unterhaltungsliteratur, sondern arbeitet mit an Veredlung, Hebung und Klärung des Volks. Es geschieht dies zwar bisjetzt auf eine etwas ungeschickte Weise, indem gar keine Rücksicht genommen wird auf die Eleganz des Stils, auf die Schönheit der Form, auf das allgemein Faßliche des Inhalts, wie die Franzosen es bereits bei ihrer demokratischen Literatur beobachten. Doch würde das mit der Zeit kommen, denn eine ganze Richtung ändert sich nicht so rasch, und in Deutschland will alles Zeit und Weile haben. Die Goethe'sche Feinheit und Eleganz des Stils mit der Literatur der Tolpatsche und Gretelers zu verbinden, ist keine leichte Sache, ohne daß,

wenn es nicht geschickt gemacht wird, auf beiden Seiten wesentliche Dinge verloren gehen.

Von den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis zu den dreißigen des jetzigen war die goldene Zeit der Literatur. Es herrschte noch keine Spaltung, noch kein Mistrauen. Die Höfe und die Vornehmen fanden eine Ehre darin, mit den Häuptern der Literatur zu verkehren, und diese Häupter suchten, mitunter etwas zu angelegentlich, die Höfe und den Adel. Indessen schloß der bemittelte und einflußreiche Bürgerstand und die Beamtenwelt sich willig dem Antheil an, den die höhern Schichten der Gesellschaft an den Geistesproducten nahmen. Goethe erscheint als der große Vermittler. Wie er selbst Freund eines Fürsten war, sehen wir ihn und seinen Anhang als Höflinge, Staatsmänner, Künstlerfreunde und Volkslehrer auftreten. Er war allen recht. Die Mannichfaltigkeit seiner Werke gab jedem etwas. Die exclusive Literatur der Hälfte des Jahrhunderts, die Literatur Voltaire's und seines Anhangs, die es nur mit den Höfen und der vornehmen Gesellschaft zu thun hatte, fand in Goethe eine Vermittelung und wurde dem Volke nahe gebracht, das sich aus ihr die lebensfähigen Elemente holte, die zusammen mit der von Rousseau ausgegangenen,

durch Campe und Basedow auf deutschen Boden versetzte Volkserziehung zu einem großen, gemüthlichen Ganzen zusammenschmolz, an welchem alle Stände gleich thätig sich betheiligten. In jenen Zeiten wäre die Impertinenz jener Frau gar nicht möglich gewesen. Die Fürsten suchten die Dichter und Schriftsteller, der Adel ahmte ihnen nach. Goethe und der Großherzog von Weimar, Jean Paul und der Herzog von Gotha, der König Friedrich und Matthisson, Tiedge und die Gräfin von der Recke, die Fürstin Golitzin und Jacobi und Haman — alle diese dienen als Beleg. Der Ausbruch der Französischen Revolution änderte nichts in der Lage der Dinge; außer daß die deutschen Dichter, Klopstock an der Spitze, hochmüthige Apostrophen gegen die Tyrannen ausstießen und mit dem Adel und den Fürsten Krieg führten, als lebten diese im äußersten Winkel von China und nicht gerade mitten unter uns. Niemand fiel es ein, diese Dinge und ihre Bekämpfung auf Deutschland zu beziehen. So schloß das Jahrhundert. Alle Keime lagen da, aber die langsame und friedfertige Natur nahm keinen auf. Erst als die großen Napoleonischen Kriege beendet waren, als der Congreß von Wien und die darauf folgende Enttäuschung der Nationen eintrat, die sich

steigerte bis zu Ende der dreißiger Jahre, erst von der Zeit an nahm die Literatur den Charakter der Feindseligkeit an, die in versteckten Angriffen sich auf das Wirkliche und Bestehende richtete und den Umsturz des aristokratischen Salons sammt seiner Literatur beanspruchte. Es ward jetzt Sache der Nation, daß Dinge durch die Literatur zur Sprache kamen, die eine gänzliche Wandelung aller Verhältnisse in Deutschland erheischten. Da war es, wo die Dorfliteratur sich Bahn brach, eine Opposition gegen die Salonliteratur. Dies war nicht jene unbefangene Sorte von Geschichtchen, wie sie vor dreißig Jahren zurück von Salzmann, Pestalozzi und andern geboten wurden, sie kommt sogleich gewappnet auf und maßt sich an, jeden andern Unterhaltungsstoff zu unterdrücken, indem sie immer auf das Volk hinwies, auf seine Tugenden, auf seinen einfachen Sinn, auf seine Schmucklosigkeit und auf die rein sittliche Basis seiner Existenz. Dabei wurde der Höfe, des Adels, der obersten Beamtenwelt nur mit Tadel gedacht. Galt es einen Bösewicht aufzustellen, so war es sicherlich ein Adelicher. Der Adel las diese Satire auf sich selbst anfangs mit Wohlgefallen, vom Jahre 1848 merkte er jedoch wohin es mit dieser Literatur hinwollte, und zog sich zurück. Die politischen Ver-

hältnisse kamen durch den Erfolg von Zwangsmaßregeln so ziemlich wieder in das alte Gleis, die Literatur aber wollte nicht zu dem kindlichen, arglosen Charakter zurückkehren, sie war und blieb von der Pest angesteckt. Der Adel, der auf seinen einsamen Gütern gerne sich mit einem Buche die Zeit vertreiben und die Stimmung hinwegtreiben wollte, die die widerwärtigen Zeitungen ihm erregten, fand bald nichts was ihm zusagte. Die Liste wurde immer geringer der Bücher, die zu lesen erlaubt war, in der keine „Ideen" glänzten, in denen nicht irgendwie reformirt und gebessert, in denen nicht direct oder indirect auf den Adel gescholten wurde. Geradezu amusante Bücher wurden gar nicht mehr geschrieben. Wer die Dorfliteratur mit ihrem versteckten Zwecke nicht mochte, hatte gar nichts. Selbst im Theater waren wieder „die Ideen". Die Schriftsteller nahmen ihre Stoffe aus der Gegenwart, wie bei Fanny Lewald, alsdann waren sie rein demokratisch, oder aus der Vergangenheit, alsdann wurde ein Mäntelchen umgehängt; das war so dünn und kurz, daß die Absicht leicht errathen wurde, wie bei Gutzkow und andern. Der Adel und der Hof, gänzlich über den Zustand der Literatur ins Klare gebracht, gab endlich jede Hoffnung auf, daß für ihn noch irgendetwas zu hoffen

sei, und las kein Buch mehr, es sei denn daß er zu seinen frühern Lieblingen, zu Spindler, zu Tromlitz, zu Fouqué zurückkehrte. Die Literatur, auf ihren bösen Wegen, vermißte durchaus nicht den Abgang der Adelichen und der Höfe. Schon längst war man gewohnt, diese nichts mehr für die Literatur thun zu sehen; sie hielt sich an die mit Ansehen und Macht ausgestatteten Mittelklassen, wo jetzt ihre Beschützer zu suchen sind. Die Schriftsteller, wohl wissend, daß sie verschlossene Thüren finden würden, machten gar nicht einmal den Versuch, sich mit den Höfen und dem Adel zu befreunden, sie suchten ihre Freunde und Genossen anderswo.

So stehen die Sachen heutzutage. Von einer Gesammtliteratur kann nicht die Rede sein, es sind nur immer Sonderinteressen, und die kleinste Zahl derselben sind auf seiten des Adels. Will er seine Alluren, seine hochadelichen Liebhabereien, das Getreibe der Legationssecretäre, neben der wichtigen Liste ihrer Liebschaften, will er das Volk der Lakaien beschrieben sehen, so bietet ihm Herr Hackländer den Stoff mit dankenswerther Ausführlichkeit, mit wahrhaft glänzendem Talente. Geibel, Redwitz und Putlitz geben ihm poetische Blumen und Blüten, die Birch-Pfeiffer schreibt ihm Theaterstücke. Dies ist

wenig, aber es ist doch etwas, und es ist gänzlich rein von dem Anhauche des Meinungsstreits, insoweit etwas, was in der Zeit lebt, frei sein kann von dem, was der Zeit Leben ist.

Dieser Zustand ist jedoch etwas Unnatürliches. Wenn unser politisches Leben Bestand und Festigkeit gewinnt, etwas, was es noch lange nicht hat, so müssen der Adel und die Höfe ihre Ausnahmestellung aufgeben und mit der Nation fühlen und denken lernen, und die Nation muß wieder von dem Adel die schöne, gebildete Form annehmen, die Grazie des Ausdrucks, den Reiz der Mannichfaltigkeit, der immer nur in den Klassen der Gesellschaft zu finden ist, die lange Zeit den ersten Platz eingenommen haben. Aber heißt das nicht einen Umsturz predigen? Der Umsturz ist bereits da, nur will ihn niemand so nennen. Ueberall in unserm öffentlichen Leben herrscht ein anderes Gesetz, eine andere Zeit, andere Meinungen. Mit dem Falle der Legitimität in Frankreich haben die Höfe ein anderes Ansehen gewonnen. Trotz der unglaublichen Anstrengungen der Kirche, läßt sich nicht wieder aufrichten, was einmal gesunken. Wir müssen bekennen, das Jahr 1848 hat uns zu einer völlig andern Gesellschaft vereinigt, die zwar noch die Namen alter Zustände trägt, diese aber selbst längst einge-

büßt hat. Es ist unmöglich, daß die Literatur dieses Bewußtsein nicht haben, nicht aussprechen sollte. Wir wollen jetzt etwas näher auf einen Stimmführer der Literatur eingehen.

Es ist dies Gutzkow. Das Leben dieses Mannes, den das Feuer des Ehrgeizes verzehrt, ist nur ein ängstliches Vorwärtstreiben auf dem Wege der literarischen Celebrität. Ich bin mit ihm bekannt seit dem Beginne seiner Laufbahn, wo er in Stuttgart bei Herrn Menzel seine Studien und ersten Anfänge machte. Ich wüßte nicht, daß Lenau, Schwab, Pfizer, die damals in Stuttgart lebenden Dichter sich um ihn gekümmert hätten, obgleich in unserm Kreise von dem damals erschienenen „Maha Guru" die Rede war, das Cotta verlegte. Eine Menge kleiner Aufsätze und Schriften folgten dann; der Autor verließ Herrn Menzel und trieb sein Wesen unbekümmert um die Blitze desselben, die ihm auf seinen Pfaden folgten. Das Junge Deutschland wurde etablirt und darunter glänzte Gutzkow's Name besonders hell. Das große Publikum nahm aber keine Notiz von ihm; sein Bekanntwerden mit demselben fing erst an, als die dramatischen Arbeiten des unermüdlich fleißigen und thätigen jungen Mannes anfingen, sich den Weg über die Breter zu bahnen. Man war mit

Raupach unzufrieden; seine Bearbeitung der „Hohenstaufen“ für die Bühne war die letzte Anstrengung des Mannes gewesen, der nun in Ruhe fiel und in dieser Ruhe unbedeutende Dramen schrieb, welche selbst den müßigen Theaterjäger nicht mehr zufrieden stellten. Die Jungen Deutschen erfaßten das Theater und schrieben capriciös geistreiche Stücke, wie Laube den „Monaldeschi“, Gutzkow „Richard Savage“. Frankreich und die Julirevolution spiegelte sich in der ganzen Fassung, in dem Dialog und der Wirkung der Stücke. Gutzkow, mit feinem Ohr für die Wünsche der Allgemeinheit, brachte Iffland's und Kotzebue's Gemüthlichkeit mit ins Spiel, und so wurden Stücke wie „Zopf und Schwert“, „Werner“ und andere, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Inwieweit er sich in die auftauchenden Zeitideen mischte, weiß ich nicht; daß er ihnen aber nicht ganz fremd geblieben ist, läßt sich vermuthen. Seine neuen Dramen, die er nun schrieb, gefielen nicht sonderlich: er erfaßte daher den Roman und schrieb ein Werk in neun Bänden, die „Ritter vom Geiste“, das die Zeitideen, ihre Hoffnungen, ihre künftigen Siege, ihre durch die Philisterei und den Widerspruchsgeist der Tage erzeugten Niederlagen, kurz den ganzen Umfang der Gesellschaft, wie sie sich heute gebildet

hat und noch bildet, darstellt. Das demokratische Element war hier in bunte Papiere gewickelt und als Bonbons dargeboten. Ein neues Werk, über das er jetzt brütet, der „Zauberer von Rom", soll nach der emphatischen Vorrede die Zwistigkeiten der Kirche behandeln und das große „Für" und „Wider" der religiösen Partei, die die Einheit Deutschlands nun bereits seit drei Jahrhunderten zerrissen, enthalten. Von diesem zweiten kolossalen Roman sind jetzt (Ende 1859) erst fünf Theile erschienen. Sie versprechen dem Leser, der mehr sucht als romanhaftes Interesse, Spiel der Phantasie, und anmuthsvollen Wechsel poetischer Fictionen, der die poetische Literatur dicht an die Werke der Philosophie und Geschichte gestellt wissen will, viel Unterhaltung und Belehrung. Für den Leser der Romane sind einige starke Reizmittel ausgestreut, die aber wenig geordnet sind und von dem speculativen Geiste des Buchs überragt werden.

Man mag nun sagen über diese enorme Thätigkeit was man will, eingestehen muß man, daß sie consequent ist und daß sie nie ihr Ziel und ihren Inhalt wechselt. Es ist von der ersten Zeile an, die Gutzkow geschrieben hat, bis zu der letzten, die in diesen Tagen seiner Feder entquillt, immer derselbe Mann, dieselbe Richtung, dieselbe Ausdauer und

dasselbe Streben. Wenn wir von seinen selbst sich empfehlenden Worten absehen, die fast jeder Ausgabe seiner Bücher voranschreiten, so bleibt immer noch Lobes genug übrig. Wir sehen diesen Mann nie seine Meinung wechseln, die ein gesunder Fortschritt auf geistigem Felde ist. Wir sehen ihn nie in der Literatur zum Lobe irgendeiner hochstehenden Persönlichkeit abweichen, er folgt nie der Anreizung, die ihm gegeben wird, wenn sie nicht mit seinem eigenen Willen und Zwecke übereinstimmt. Es mag sein, daß die Höfe und die Aristokraten heutzutage nichts für die Literatur thun, es mag sein, daß sehr wenig Vortheil dabei zu finden ist, wenn man ihnen folgt; dennoch gibt es immer, auch noch heute, Wege und Mittel, wie man eines freien Mannes Leben umgarnt, und zu seinem Willen umformt. Gutzkow ist, abgesondert von seinen Freunden, die damals das Junge Deutschland bildeten, seinen Weg allein für sich gegangen. Allein! Darunter verstehen wir, keine Anregung von oben hat ihn verleitet; Anregungen von der Literatur selbst hat er in Masse an sich herangezogen. Während sich die fürstlichen Theater ihm schließen, öffnen sich die Volkstheater, so wie wir sie haben, seinen Stücken. Die gebildete Mittelklasse, die die Journale liest, greift nach seinen Romanen,

die der Adel und die Höfe zurückweisen. Er ist der Mann, der trotz des Adels, trotz der Höfe, seinen Weg macht. Aber welche Mühe hat es ihm gekostet, welche Unzahl von Schriften hat er gehäuft, um dahin zu gelangen, wo er jetzt steht. Seine äußere Erscheinung hat etwas Kaltes, Zurückstoßendes, wozu noch kommt, daß, weil er nicht gut sieht, das Auge jeder Offenheit, jedes warmen Ausdrucks von Wohlwollen und Freundlichkeit entbehrt.

Neben der berücksichtswerthen Stellung Gutzkow's, neben dem verdienstvollen Streben so manches Autors vermißt der Freund der Literatur doch die Innigkeit und das warme, liebevolle Verhältniß des Publikums zu seinen Schriftstellern, wie es in frühern Tagen, ehe diese unseligen Zerwürfnisse sich dazwischenlegten, stattfanden. Der eine Theil läßt sie zu sehr empfinden die Rolle, die sie beim Parteikampfe gespielt haben und noch spielen, der andere mischt zu viel Gleichgültigkeit in die Zeichen seines Wohlwollens, sodaß diese ihre Wirkung einbüßen. Die allgemeine Liebe, mit der Goethe in seiner Jugendzeit aufgenommen wurde, der Enthusiasmus, der Schiller entgegentrat, die Liebe, mit der Jean Paul gehätschelt wurde, die Ehrfurcht, die man Klopstock bewies, die herzliche Neigung, die Gellert einflößte —

alles dieses fehlt. Es ist schwer in einer Zeit wirksam zu sein, die so bar ist alles Enthusiasmus. Es ist unmöglich zu bestimmen, was das Publikum jetzt in Wärme bringt. Die dramatische Kunst hat ihre Blüte gehabt und welkt, die lyrische und epische ist zum politischen Liedchen hinabgesunken. Die Schriftsteller greifen ins Blaue hinein nach Stoffen, keiner beschäftigt, keiner interessirt auf die Dauer. Den Literaturen unserer Nachbarvölker geht es ebenso. Es ist als müßte irgendetwas geschehen, was die Menschen wieder zu den Büchern treibt.

2.

Ich kehre zurück zu dem Faden meiner Erzählung. Von Wien zurückgekehrt, nahm ich in Berlin meinen erneuten Wohnsitz, mir die Personen und Dinge ansehend, wie sie nach Einführung der äußern Ruhe geworden. Ich merkte an allem eine große Veränderung. Die siegreiche Reaction war überall sichtbar. Wieder füllten elegante Equipagen die Straßen, wieder tönte der Lärm der vornehmen Welt durch die Vorsäle und Gemächer der Prinzen und der Minister, wieder sah man Soldatenmassen auf Paraden und Plätzen. Es fehlte aber viel, daß dieses so war, wie es früher sich gestaltet hatte. Es fehlte das feste Vertrauen, die naive Sicherheit, der man sich früher überlassen, und überall glaubte man versteckten Feinden zu begegnen. Die Zusammenkünfte wurden lästig, die Gesellschaften über allen Begriff hinaus steif und monoton; die Hoffeste hatten gänzlich aufgehört. Der König, sich in Sanssouci aufhaltend, kam erst nach

einer langen Pause nach Berlin, und verließ es bald wieder. In dieser Zeit war es günstig, die bewundernswerthen Leistungen der Mademoiselle Rachel zu sehen, die wie ein Ableiter wirkte, um die Gemüther zu beruhigen, den verhaßten Streit der Meinungen auf das friedliche Gebiet der Kunst hinüberzuleiten. Feind und Freund begegneten sich hier in gleicher Anerkennung, in gleicher Bewunderung, oder, wenn ein Zwist entstand, war er anderer und versöhnlicher Natur.

Ich sah sie als Phädra und in einem Lustspiele, wo sie eine junge Liebende, mit französischer Koketterie ausgerüstet, uns in die alten Römerzeiten versetzte. Beide Rollen waren höchst eigenthümlich. In der Phädra gab sie die versteckte Sinnlichkeit etwas zu sehr hervorleuchtend, um einem deutschen Auge und Ohr zu behagen, in dem Lustspiele war sie jedoch unnachahmlich schön, gewandt, lieblich, bezaubernd. Noch sehe ich sie vor mir, wie sie in der Tragödie von ihrem antiken Sessel sich erhebend, in malerischer Anordnung ihrer Gewänder, und halb gelehnt auf ihre Begleiterin, sehnsüchtig dem Erscheinen ihres Stiefsohns entgegensieht. Nie war wol eine Schauspielerin so sehr bedacht auf das Aeußere als sie, nie mehr befähigt, dieses zur Wirksamkeit zu bringen. Sie war nicht

sehr hoch gewachsen, allein mit einem feingegliederten, geschmeidigen Körper versehen, der ihr in allen Intentionen auf halbem Wege entgegenkam. Sie hatte ein gewisses Zittern an sich, ein nervöses Schwanken, ein leichtes willenloses Berühren, das sie nur höchst selten anbrachte, das aber dann von großer Wirkung war. So bei der Scene, wo sie mit Hippolyte in einer vertraulicher werdenden Situation bis auf die Grenze der sinnlichen Umarmung vordrang. Es war die mit einer dünnen Rosenkette gefesselte Lüsternheit: eine einzige Armbewegung, und die Kette war gesprengt. Ihr Gesicht war nicht regelmäßig, aber es war sprechend; es ließ sich zu allem brauchen. Diese Augen „flammten“ wenn es sein mußte, und dieser Mund konnte mit seinen Zuckungen die Beschauer zu jeder Empfindung hinreißen. Ihre Begleitung bestand aus Mitgliedern ihrer Familie, zum Theil aus Schauspielern dritten und vierten Ranges, folglich aus Personen, die nicht fördernd, aber auch nicht störend wirkten, gemacht um ein Bild in einen Rahmen zu fassen, wie das Publikum, das nur die Rachel suchte, es sehen wollte.

Die Umgebung der Mademoiselle Rachel hat mich auf einen Gedanken gebracht, der vielleicht geeignet sein könnte, den daniederliegenden Zuständen der heu-

tigen Bühne wieder unter die Arme zu greifen. Das feststehende Personal eines Theaters muß sich auflösen, und nur wandernde Truppen dasselbe einnehmen. Es gibt allezeit einzelne große Talente, in der unsern sind sie zwar sehr sparsam, aber sie sind immerhin vorhanden. Jetzt wähle man Stücke, wo diese Talente ihren Platz finden, und bilde diese Stücke bis in die kleinste Figur, bis in die geringste Besonderheit aus und lasse sie so über die Bühne gehen. Eine Gesellschaft gruppirt sich um die Hauptperson: diese Gesellschaft bleibt immer dieselbe, und so zieht sie denn von einem großen Theater zum andern. Dadurch entstehen zwei wesentliche Vortheile: einestheils behält die Nation ihre großen Dichterwerke immer in Erinnerung, indem sie stets wieder, in der möglichst vollendetsten Darstellung geboten werden, zweitens wird dem widerlichen Durcheinander der dramatischen Production, das heutzutage dem denkenden Zuschauer von den Bänken der Bühne treibt, ausgewichen. Man könnte noch, drittens, hinzufügen, wäre diese Manier eine vortreffliche Schule für den Künstler, der immer nur e i n e Rolle, aber diese auch nach allen Richtungen hin gründlich erlernte. Das Repertoire einer solchen Gesellschaft könnte immer nur etwa zehn, höchstens zwanzig Stücke sein. Eine an

dere Gesellschaft gäbe wieder zwanzig und so wären, wenn auch nur zehn solcher Gesellschaften vorhanden wären, doch immer 200 Stücke, Meisterwerke, dem deutschen Publikum sicher. Freilich müßte die ekle Sucht, immer Neues, wenn auch Schlechtes zu sehen, aufhören und die Zuschauer sich gewöhnen, ein und dasselbe Stück mehrmals zu sehen. Garderobe, Zuthaten, Coulissen — alles könnte darauf eingerichtet sein. Diese Gesellschaften müßten nach dem Namen ihrer berühmten Mitglieder heißen. So die Gesellschaft Dawison, und andere mehr. Es wäre augenscheinlich, daß die Kunst dadurch gewänne, der alltägliche, langweilige Schlendrian sich verlöre, die Faulheit der Pensionirten verschwände und jeder, an der Stelle, die ihm angewiesen wäre, sein Möglichstes thäte. Dabei käme jedes Theater dazu, einmal eine neue Zusammensetzung zu sehen, neue, ihm nicht bekannte Kräfte in einer Gesammtwirkung an sich vorübergehen zu lassen, und die großen Künstler hätten nicht, wie Musikdirectoren, immer wieder mit dem Formen und Zusammenbilden der mit ihnen Spielenden zu wirken. Bei der Rachel war diese Zusammensetzung keine glückliche, sie war nur durch das jedesmalige Bedürfniß herbeigeführt, französisch sprechende Individuen um sich zu versammeln; man

kann aber diese Idee zu etwas Einflußreichem und Schicklichem ausführen, wenn man sie auf das ganze Gebiet der Kunst überträgt. Ich bin überzeugt, daß die antike Bühne ähnlich wirkte. Wir wollen z. B. die „Maria Stuart" wählen. Die zwei Hauptrollen müssen von den ersten tragischen Künstlerinnen besetzt sein; sie müssen sich dadurch, daß sie immer dieselbe Rolle geben, so sehr in ihren Charakter einstudiren, daß dem Zuschauer kein gewöhnliches Theaterbild, sondern eine historische Erscheinung entgegentritt, bis in das kleinste Detail durchgeführt, in Costüm, Nebensachen, in allem und jedem dem Bilde getreu, das der Dichter von ihnen entworfen. Die Nebenrollen, bis zu dem geringsten Diener hinab, sind alle Kunstwerke in ihrer Art; nichts wird verabsäumt, um dem Ganzen zum Triumph zu verhelfen. In derselben Art ist „Torquato Tasso" denkbar, „Egmont" u. s. w. Die Schauspielkunst könnte nie verwildern, denn sie hätte stets einen gewissen Kern an diesen Musterstücken. Dadurch könnte auch erreicht werden, was der Wirkung auf dem Theater stets so hinderlich ist, die Aufhebung der Monotonie in gewissen Rollen, wo immer das bestimmte Rollenfach, die zärtlichen Aeltern, die geschwätzigen Vertrauten, immer dieselben charakterlosen Mienen und Gesten zeigen, die an die

Routine in diesen Fächern mahnen, die der Natur und deren Nachahmung schnurgerade entgegen sind. Die Vertraute der Königin Maria, die im Lustspiel wie im Trauerspiel die Vertrautenrolle spielt, trägt auch in diesem Falle dieselben Mienen, dieselben charakterlosen Gesichtszüge, dieselbe Art der Rede vor, während die Amme der Königin, wird das Stück nach dem vorgeschlagenen Muster gegeben, eine ganz besondere und eigenthümliche Erscheinung wird, mit nichts zusammenzustellen. Und so mit allen Charakteren.

Doch genug hiervon und zu der Rachel zurück. Es fiel auf, daß der König stets mit dem Buche in der Hand den Darstellungen folgte. Die größte Anzahl der Zuschauer ahmte ihm hierin nach, und betrog sich um den eigentlichen Genuß, der darin bestand, mit prüfender Aufmerksamkeit dem „Spiel" der lebendigen Züge unserer Künstlerin zu folgen. Das Auge, indem es an den trockenen Lettern haftete, vergaß das Leben auf der Bühne, und die Hauptsache ging verloren. Nur um zu prüfen, ob sie kein Wort weglasse, gab man die ganze Erscheinung hin. Die Rede der Rachel war nicht ebenmäßig, sie ging über ganze Stellen flüchtig hin, und sprach ganze Passagen im Gesellschaftston, trocken, flüchtig, um dann zu einem tragischen Sturme auszuholen, der

seine losgelassenen Wellen maßlos über das Parterre dahinjagte. Dieser Sturm war überwältigend. Ihrem Zorne konnte niemand widerstehen, ihrer schmeichelnden Bitte verschloß sich kein Ohr, ihrem flüsternden Drohen, dem Glanze ihrer Augen folgte man mit Schrecken und Ergebung. Die gewöhnlichen Abgänge, für die mittelmäßige Künstlerschaft so wichtig, benutzte sie nur, um die Reihe der Effecte, die sie während ihres Spiels ausgestreut, mit rascher Hand zu einem Ganzen zu vereinigen, und abziehend mit hinten nachschleppendem Königsmantel schied sie wie eine erzürnte Muse von ihren Bewunderern. Adrienne Lecouvreur wurde gerühmt und von dieser Darstellung behauptet, daß sie in der Scene des Sterbens die Windungen und Kämpfe sehr geschickt nachgemacht und dem pathologischen Kennerblick eines Arztes selbst Genüge gethan. Auf diese Art Künstlerschaft gebe ich jedoch nichts, und gewiß hat sie ihr Streben nach Naturwahrheit zu weit geführt. Wo die Hand des Todes an das Kunstwerk rührt, hört es auf Kunstwerk zu sein und erliegt den Bedingungen der Materie, die ihr Werk für sich, und wenig sich kümmernd ob sie Zuschauer hat, betreibt.

In Potsdam las sie einzelne Stücke vor, mit keinem recht günstigen Erfolge. Sie entfernte sich aus

Berlin, nachdem sie sich mit der Intendanz überworfen und mit dem Publikum, das sie nicht beifallspendend genug fand, entzweit hatte. Ihrem Geize war das Geschenk des Königs, das er ihr überreichen ließ, zu unbedeutend.

Als sie fort war, fiel alles über sie her. Man fand sie manierirt, übertrieben, man tadelte ihr Privatleben, man wußte sich tausend ärgerliche Anekdoten zu erzählen, kurz, der Charakter der großen Stadt, die von einem Extrem zum andern schwankt, zeigte sich auch hier wieder. Mir wird sie eine unvergeßliche Erscheinung bleiben. Nach langer Zeit wurde mir das Theater wieder wichtig; ich begriff, daß es darauf Figuren geben könnte, denen der Geist nie Bedeutung einblies, die sie fähig machte, eines großen Mannes Intentionen sichtbar vor die Menge zu führen. Nach ihr kam wieder die alte bekannte Gewöhnlichkeit, der geistesdürre Aufputz, das längst und immer Dagewesene, die uralte Unnatur, diese greise Spinnerin, die nie aufhört ihr Gespinst zu spinnen, wenn ihr nicht das Genie in den Weg tritt und die zahllosen Fäden mit einem Streiche zerreißt.

Die Pracht und Bauliebe des Königs machte sich bei beruhigten Zuständen wieder kund. Das Standbild Friedrich's des Großen wurde fertig, das Neue

Museum wurde ausgebaut, die Brücke vor dem Schlosse mit Marmorgruppen versehen. Es war als sollte man vergessen, was geschehen war, im Anschauen des vielen Neuen, das sich dem Auge darbot. Je ungeschmückter und ungefälliger der Zustand der Gesellschaft war, um desto mehr schmückten sich die Häuser und Plätze. Nur der Dombau stockte fortwährend, und das Campo Santo, wozu Cornelius den Carton der Gemälde fertig hatte, kam nicht zu Stande. Das Friedrichsmonument, das Rauch's Ruhm unmäßig vergrößert hat, ist meiner Ansicht nach eines der schwächsten Werke dieses Künstlers; es fehlt ihm gänzlich die edle Einfachheit, die ein solches Monument haben muß, um auf die Nachwelt zu gelangen. Schon die vorspringenden vier kleinen Pferde sind unziemlich und kleinlich. Die große Masse von Figuren stellt die Hauptgestalt zurück, das Auge wird zerstreut, statt gesammelt und auf einen Gegenstand gelenkt zu werden. Auch ist die Figur des Königs in der Uniform mit dem Königsmantel nicht dem Auge erfreulich, indem dann, wenn der Mantel genommen wurde, auch eine mehr der Phantasie anheimgegebene Kleidung hätte beibehalten werden sollen: so ist es der „alte Fritz" doch nicht, und zu einem prachtvollen Königsbilde gehört eine

idealische Kleidung. Ohne Mantel wäre es passender. Zum Mantel gehört eine Lorberkrone und fliegendes Haar.

Rauch genoß unendlicher Ehre, als das Monument fertig wurde; es wurden Toaste, öffentliche Danksagungen, Summen Goldes ihm zugewendet.

Mit den Figuren auf der Brücke beschäftigten sich jüngere Künstler. Sie wurden nach einer Zeichnung ausgeführt, die Schinkel hinterlassen und die noch das Gepräge seiner Zeit trug. Schinkel war ein ungemein talentvoller Kopf, aber in den nebeligen Ideen der Naturphilosophie befangen, daher alle seine Entwürfe etwas griechisch Nacktes, mysteriös Empfindsames an sich tragen. Ueberall ist ein Geheimniß vorhanden. Seine phantasiereichsten Compositionen sind fürs Theater. So ging in den Coulissen zur „Zauberflöte", die er erfunden und zusammengesetzt, durch den Brand des Theaters ein wahrer Schatz verloren, der durch nichts zu ersetzen ist. Solche kecke Bögen, solche wundersam schwindelnde Paläste, die im Mondschein glänzen, solche wilde, phantastische Säulenordnungen kann nur der schwärmende Sinn des Poeten erfinden. In seiner Stube eingeschlossen, bei einsamer Nachtlampe erfand er sich eine Welt, in der er sich heimisch machte, über deren

Zauber er selbst in den Stunden des ernsten Tags und der gewöhnlichen Sorge staunte. Da er die christliche Mythologie nicht liebte, dagegen ganz dem neuplatonischen Heidenthume, wie es die Naturphilosophie darbot, huldigte, gingen seine Modelle von öffentlichen Gebäuden immer geradeswegs dem christlich Ueblichen entgegen, dem alten Griechenland und dessen Standbildern und Häusern zu. So erbaute er Wachthäuser, die alten griechischen Tempeln ähnlich sahen, so schuf er in Berlin das alte Museum nach dem Muster des Parthenon, und um dessen Wände zu zieren malte er selbst eine mythische Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts unter unmittelbarer Führung der Götter. Nichts kann es geben, das undeutlicher, unfaßlicher und gegen alle heutigen Gesetze der Kunst anstoßender wäre als diese mythologische Geschichte des Menschengeschlechts. Der König, voll Pietät für den Künstler und dessen Zeit, die auch die seiner glücklichen Jugend gewesen war, bestand darauf, trotz aller mahnenden Stimmen, dieses confuse Durcheinander von nackten Figuren an die Wände des Kunsttempels malen zu lassen. Sie ist noch zu sehen. Ebenso wie Schinkel das mythisch-dämonisch Geheimnißvolle, so liebte er auch das poetisch Nackte, und da waren ihm die Gruppen auf

der Schloßbrücke gerade recht, um sein Gelüste, schöne junge Männer darzustellen, an den Tag zu legen. Gegen dieses Gelüste ist nichts zu sagen. Unfehlbar läßt sich einem Volke, das die Mythologie der Griechen und Römer bis auf die letzte Figur vergessen hat, begreiflich machen, daß Minerva die Göttin des Kriegs war und daß sie die Ausbildung und Führung des jungen Kriegers übernahm. Hier war man schnell fertig: Minerva und ein Krieger sind die immer wiederkehrenden Gruppen. Zwar entsetzte sich Berlin, als die schönen jungen Bursche mit ihren weiblichen Unteroffizieren auf die Gerüste kletterten, und sich allem Volke zeigten, doch man beruhigte sich wieder; aber vor den Schinkel'schen Bildern an der Wand des Museums beruhigte man sich nicht, weil man sie nicht verstand, selbst mit dem Buche in der Hand nicht. Bilder und Figuren werden verschwinden, sobald der König seine Augen schließt, denn er war es, der beide entstehen hieß und der sie schützt.

Der Geschmack des Königs theilte sich auch den Gemächern und dem Treppenhause des Neuen Museums mit. Hier war Schinkel nicht mehr an seiner Seite, und er verfiel ins Bunte, Abenteuerliche, Prachtvolle. Ich habe bereits schon anderswo mich darüber ausgesprochen. Das Aeußere des Neuen

Museums ist viel zu prächtig und nicht zusammenstimmend mit seinem Inhalte. Um diese Räume auszufüllen, wären drei dresdener Galerien nöthig. Gleich beim Eingange war es die Idee des Königs, die berühmten Kolosse zu Montecavallo hier unter Dach und Fach zu bringen, und sie gleichsam als Schildwachen dem Eintretenden vorzusetzen. Sie sind von einer erschreckenden Höhe. Kolossale Gipsberge, die durch ihre Weiße wie durch ihre Formen das Auge blenden. Nichts Belustigenderes kann es geben als einen berliner Professor mit Brille, Kampherstöpselchen in den Ohren und in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde neben dem ungeheuern Schenkel des Halbgottes zu sehen, dessen Gestalt thurmhoch über ihn herüberragt. So die Welt der Kleinen gegen jene Riesengeschlechter der alten Zeit.

Geht man die Treppe hinauf, so begrüßen einen die Gemälde Kaulbach's, die allbekannt sind.

Noch als etwas Widriges, durch die Umgestaltung des riesig Großen in das zwerghaft Kleine, gilt der Theil des Museums, der die Alterthümer Aegyptens enthält. Die Welt der ägyptischen Wunder ist so unermeßlich, so formlos kolossal, als kein Bild es zu erreichen streben darf, am wenigsten vermögen es die kleinen Mauselöcher, die hier die Eingänge zu

den Pyramiden darstellen. Die Räume selbst sind wieder das Beste. Sie sind vortrefflich bemalt und die Wandgemälde geben Darstellungen der Ufer des Nil. Ein Professor hat sich die Mühe gegeben, eine schmeichelhafte Auskunft über den König im Stil der Notizen über alte ägyptischen Pharaonen über der Eingangsthür des Saals zu verfassen. Diesen Räumen gegenüber führt die Thür zu der Sammlung der altskandinavischen und altdeutschen Alterthümer. Diese Abtheilung war im Bau begriffen, als ich Berlin verließ, ich weiß also nichts darüber zu sagen. Die obern Räume enthielten die griechischen Bildwerke und das Kupferstichcabinet, das sehr reich ist. Der ganze Bau ist großartig, prachtvoll und für eine Kaiserstadt passend, was Berlin vielleicht auch einst werden wird. — Man kann sagen, der König hat kaiserlich für seine königliche Hauptstadt gesorgt.

3.

In diese Zeit fällt auch Tieck's Hinscheiden. Sein Tagewerk war vollendet; er hatte das geleistet, was ihm aufgetragen; er hatte dafür den Ruhm geerntet, der ihm beschieden. Er hatte Deutschland jene duftende Waldblume Poesie gegeben, die sich in poesieloser Zeit blühend erhob, und dem Deutschen zeigte, wie seine frühern Jahre mit Kränzen behangen waren, die zwischen den eisernen Markzeichen des Jahrhunderts gehängt, aus der Nacht stürmischer Jahrhunderte bis zu uns herabglänzten. Aber nur diese Märchenpoesie war das ihm gegebene Feld, und das Reinigen des Zeitbodens von der falsch verstandenen Philosophie des 18. Jahrhunderts war sein ihm übergebenes Arbeitsgebiet. Hier steht er mit den Gebrüdern Schlegel, mit Novalis, mit Solger und mit Schelling in einem schönen Bunde. Das Uebrige, das er sich zu leisten anmaßte, namentlich seine dramatischen Kämpfe und

Anmaßungen, seine ans Kindische grenzende Verehrung Shakspeare's und das Unzeitgemäße seiner literarischen Beurtheilungen und Ansichten — alles dieses, unfähig seinen schönen Namen zu verherrlichen, hat ihn herabgezogen und ihn unpopulär gemacht. Er selbst wußte hiervon nichts. Im Bunde mit seinen Freunden, die ihn in ähnlicher Befangenheit beschützten und umgaben, hielt er sich für seine Zeit ordnend, maßgebend, unentbehrlich. Nur das völlige Kaltwerden der Nation gegen ihn, zum Theil herbeigeführt durch die hirnlosen Absonderlichkeiten, die seine Nachahmer auf seine Kosten trieben, machte sich in den letzten Lebensjahren bemerkbar und störte seine Ruhe, die ihm der König in einem völlig sorgenlosen Leben bereitete. Der Ausbruch der Revolution fand ihn als den Tagesinteressen völlig abgestorben, als einen versteinerten Royalisten, dem nicht die leiseste Kunde gekommen war von dem, was die Nationen begehrten. Er war selbst das Waldvögelein, das hinter den Stäben seines goldenen Kerkers immer wieder die alten Lieder von Waldeinsamkeit absang. Die letzten Jahre seines Lebens verbitterte noch ein schamloses Weib, das mit Empfehlungen aus Dresden sich an ihn drängte und den alten Dichter zu allerlei Unziemlichkeiten veran=

laßte, die ein Genosse von ihm und seiner dresdener Zeit in ein poetisch sein sollendes Gewand einkleidete, wodurch die Ungebühr erst recht hervortrat. Die alte Gräfin, die mit dem Gefährten ihrer Jugend alt geworden war, saß noch immer bei ihm und hörte ihn lesen, sie, die einzige Zuhörerin. Es fehlte ihm nicht an Anerkennung, nur kam sie von einer mit ihm alt gewordenen Partei, die mit ihm über den Zeitumschwung schalt. Der König sah ihn nicht sehr häufig, und wenn er an einem Abende bestellt ward, so konnte es doch nicht zu dem Lesen kommen, wie er es liebte und forderte. Der König war zu ungeduldig. Mit dem Bleistift in der Hand, und Skizzen zu allerlei Bauwerken schaffend, saß der Fürst da und zeichnete, hier und da eine Frage an die Königin richtend, oder einen Scherz mit einer der Hofdamen oder mit einem der gegenwärtigen Cavaliere machend. Dies war eine Unterbrechung für den Vorlesenden, eine sehr unangenehme, und wenn sie mehrmals wiederholt wurde, so schwieg endlich Tieck. Eine unbehagliche Pause trat ein, die der König nicht merkte, weiter zeichnete, dann erstaunt auffuhr und fragte, weshalb nicht weiter gelesen würde. Dergleichen kam öfters vor und verleidete die Hofabende dem vorlesenden Dichter, der nach dresdener

Weise die höchste Stille und Aufmerksamkeit als den ihm zukommenden Tribut forderte.

Die Gräfin erblindete endlich völlig und starb bald nachher. Tieck's Bruder war ebenfalls unter betrübenden Umständen dahingegangen. Tieck stand allein. Eine kurze Krankheit raffte ihn endlich hinweg: Berlin nahm diesen Todesfall gleichgültig auf. Man sagte mir, daß er in den Tagen, die vor seinem Tode dahingingen, öfters religiöse Gespräche geführt. Dies erschien mir durchaus nicht unwahrscheinlich. Tieck war eine religiöse Natur, eigentlich eine mystische, hinter den Vorhang lauschende, die mit einem kecken Worte oft weiter drang in das Wesen der Dinge als alle seine theologischen und philosophischen Freunde zusammengenommen. Aber er war dunkel und nur über dieses Dunkel hinwegzukommen griff er zum Scherz, und dieser Scherz, wenn er heilige Dinge betraf, war platt und anstößig. Sein Zusammenhalten mit den Mystikern und Theosophen aller Jahrhunderte, seine Bewunderung Jakob Böhme's war ein Kennzeichen seiner innersten Natur. In einigen seiner Novellen hat er das Thema der Religion mit einer beispiellosen Kühnheit behandelt, doch immer nur bis auf eine gewisse Grenze, alsdann trat jener Scherz ein, der plötzlich alles wieder

vernichtete und anders aufbaute. Er nannte dieses Ironie, und versprach sich von der Anwendung derselben große Wirkungen. Seine Nachahmer, die den eigentlichen Bestand und Sinn derselben nicht einzusehen vermochten, schufen Gebilde, die sich selbst verwischten, und wo dem Leser nichts in der Hand blieb als ein bischen Seifenschaum von der zerplatzenden Krystallkugel.

Mit ihm und Schelling gingen die letzten Romantiker von dannen. Der König war so sehr beschäftigt und in Anspruch genommen von der Zeit, daß er dem Tode seines einst so sehr bewunderten Poeten wenig Theilnahme schenkte. Nur Humboldt, dieser Grabesbote, der nach und nach jede Berühmtheit Berlins zu Grabe geleitet, der auf dem Grabe von Steffens, Raupach's, des Bildhauers Tieck, Chamisso's geweilt hatte, ging auch mit Tieck's Leiche zur Ruhestätte. Es war ein kühler Morgen, als das Trauergeleite aufbrach und den alten Poeten des „Phantasus“ zum Kirchhof brachte.

Der große Poet bringt mich auf die kleinen Dichter, deren Berlin damals mehrere hatte, und die sich in einem von dem bekannten Possenreißer Saphir gegründeten Lokal „Der Tunnel“ vereinigten. Die Revolution war dazwischengetreten und hatte auch

hier zwei Lager geschaffen, die sich aber nicht sehr bemerkbar machten. Vor der Zerspaltung hatte der Liederkreis Poeten aufzuweisen wie Strachwitz, Budberg, Scherenberg, Bernhard von Lepel, Fontane und andere. Später traten noch Paul Heyse, Grimm der jüngere, ein Sohn des bekannten Sprachforschers, und Kugler hinzu. Diese sind alle jetzt mehr oder minder genannte Namen geworden: zu meiner Zeit waren es vielversprechende Anfänger. Geibel stand als vollendeter Dichter diesem jungen Anwuchs, von dem ich Kugler ausnehme, der ebenfalls, als Schwiegersohn Hitzig's und als bekannter Kunstkenner und Kunstschriftsteller seinen Weg schon gemacht hatte, zur Seite. Dieser Kreis lebte den neuen Ideen, und war mit der Zeit in lebhaftem Verkehr. Von hier aus gingen Bande in das Gefängniß Kinkel's, und dessen Epos „Otto der Schütz" fand besonders an diesem jungen Zuwachs eine begeisterte Theilnahme. Roquette und sein „Waldmeister" prosperirten hier zuerst. Der kleine, zuletzt große Kreis recensirte sich einander sehr scharf. Bei den Productionen, die vorgelesen wurden, ertönte viel öfter die spottende und zurecht weisende Stimme als die lobende. Auch dies war zeitgemäß. Die alten Dichter des Mittwochskreises hatten sich gelobt, die

jungen Meister im Tunnel mußten demnach sich tadeln. Das weichliche Element sollte völlig abgeschieden werden, und ein junger Mann, der dem Vaterlande sich erzog, mußte das Herbe des Tadels, wenn er von Genossen und Mitstreitern kam, willig hinnehmen. Zu gleicher Zeit beschäftigte man sich, die alten Namen todt zu schlagen. Pietät herrschte nicht. Durch ein paar meiner jüngern Freunde sollte ich in diesem Kreise eingeführt werden, allein es kam nicht dazu. Vielleicht wäre ich auch übel weggekommen und hätte für manche Schriftstellersünde zu büßen gehabt, die ich nach dem Urtheil dieser Aristarche mir aufgebürdet. Das Beste ist in solchen Fällen, man geht sich aus dem Wege. Das Gute an diesen Kräften hatte ich an ihren Büchern, die nach und nach sich ins Publikum drängten. Den Grafen Strachwitz hatte ich persönlich kennen und lieben gelernt, es war eine durchweg wahre und kräftige Natur, der mit einer gewissen Keckheit und Ritterlichkeit den Vers handhabte, sodaß er unter seinen Händen lebte und Wunden schlug; nicht so Herr von Budberg, der empfindelnd und unverständlich süßlich sich kümmerlich dahinwand, mehr von Uebersetzungen als von eigenen Gedanken lebend. Sie beide sind dahin.

In dem Varnhagen'schen Kreise, von dessen Nichte

sehr bevorzugt, zeigte sich ein junger schweigsamer Dichter, der Bände von Romanen schrieb, dabei aber kein Wort sprach, und von den Frauen sehr interessant gefunden wurde; es war der sogenannte „grüne Heinrich“, ein Herr Keller, den ich nicht persönlich kennen gelernt, dessen Bücher, die an Jean Paul erinnern, ich schätze. Ueberhaupt, wie ich bereits erwähnte, hatte Varnhagen es an sich, junge literarische Kräfte an sich zu ziehen, sie, wenn sie seine Richtung einhielten, zu begünstigen, und seine geistvolle Nichte unterstützte ihn darin aufs beste. So sah er einige Zeit bei sich im Hause: die Declamatrice Fräulein Schmidt, den Schriftsteller Max Ring, den obengenannten Keller, die Schriftstellerin Schlichtkrull, sowie er in frühern Tagen die Frau Mundt bei sich gesehen hatte.

Herr Wagener, der Chefredacteur der Neuen Preußischen Zeitung, mit dem ich noch in einiger Verbindung war, ließ mich eines Tags zu einer kleinen Versammlung Herren invitiren, die darüber debattirten, ein neues Blatt zu gründen, das heftweise monatlich erscheinen und nach Art der pariser und londoner Revuen eingerichtet und über allerlei Politik, Wissenschaft, schöne Künste berichten sollte. Das Fach des Romans ward mir zugetheilt. Da ich das

Vorhaben der Zeitschrift lobenswerth fand und geeignet gute Früchte zu bringen, da übrigens die Bedingungen sehr vortheilhaft waren, so zögerte ich nicht, meinen Beitritt zu erklären. Die Versammlung ging auseinander, nachdem die nothwendigsten Punkte festgesetzt waren. Ich fing an, mein Pensum zu bearbeiten. Mittlerweile wurde es still; ich hörte nichts von der neuen Zeitschrift. Ich glaubte nicht anders als daß Herr Wagener, den ich persönlich schätze und der sich immer in bester Weise gegen mich benommen, das Redactionsamt übernehmen würde, ich richtete daher ein fertiges Manuscriptheft an ihn, erhielt es zurück mit der Bitte, mich an den Redacteur, den Grafen — zu wenden. Mein Manuscript wandert zu ihm hin und nach Ablauf einiger Zeit erhalte ich's zurück mit dem Ansuchen, ganze Passagen daraus zu streichen und anders zu setzen. Ich erwiderte, daß ich dazu mich nicht verstehen könnte. Darauf erhalte ich von dem Herrn einen sonderbaren Brief, in welchem er erklärt: er wäre Redacteur und nach seinem Urtheil und Behagen müßten sich alle Beiträge richten. Wenn ihm etwas zugesendet würde, das ihm nicht gefiele, so würfe er es fort und schriebe es selbst von neuem. Diese spaßhafte Notiz, die an jenen Mann erinnert, der

dem Schiffer, dem kostbare Statuen übergeben wurden, zuruft: wenn irgendetwas zu Schaden kommt oder auf der Reise verunglückt, so ersetzest du es, indem du es neu machst, bewirkte, daß ich mich hierüber ärgerte und meine Arbeit zurückzog. Es war auch schon einer gefunden, der meine Stelle besetzte und einen höchst patriotischen, der Zeitung wohlgefälligen Roman zu Stande brachte. Ich sah ein, daß es darauf abgesehen war, daß dieser Herr und seine Genossen, dem ich aus irgendeinem Grund nicht gefiel, mich beseitigen wollten. Sie hatten gewonnenes Spiel; ich trat von dem ganzen Unternehmen zurück, und nur zu bedauern hatte ich die Zeit, die ich im Correspondiren hingeopfert. Ich erkannte daran, wie die Partei, der ich früher mich zugezählt und der ich Dienste geleistet, diese zu vergüten gewohnt ist.

Durch meine Bekanntschaft mit dem Hofbuchhändler Decker entstand eine Sammlung meiner kleinen Novellen, die früher das „Morgenblatt“ gegeben, und die ich jetzt unter dem Titel „Nachtlampe“ erscheinen ließ, zugleich einen Roman „Das stille Haus“, den ich einer Sage dankte, die mir den ersten Stoff dazu gab und die ich dem Leser mittheilen will, da sie kurz ist.

Das öde Haus.

Wenn man von Berlin nach Schöneberg geht, bevor man die Karlsbäder erreicht, stand noch vor wenigen Jahren in einem der Seitengäßchen ein Haus von besonderer Bauart. Es war offenbar entstanden zu einer Zeit, wo es noch keine Gesetze über den regelmäßigen Bau einer Straße gab, vielleicht gab es in diesem Theile der Stadt überhaupt keine Häuser, die sich in Straßen zusammenfanden, und nur einzeln baute jemand, dem gerade die Gegend gefiel, seinen Wohnplatz gerade dorthin, wo es ihm behagte. Das Haus, von dem wir hier sprechen, war ursprünglich zweistöckig, besaß einen geräumigen Hof und die Fenster, deren es drei an jeder Seite hatte, waren ein jedes mit einem Balcon versehen. Dieses wäre eben nicht auffallend gewesen; das Besondere war jedoch, daß zu jedem Fenster sich auch eine Thür fand, das Haus also nicht weniger als zwölf Eingänge hatte. Die meisten derselben waren nur scheinbar und waren nie zu öffnen, von denen jedoch, die im Gebrauch waren, machte immer eine zur Zeit ihre Dienste, nur wußte man nie, welche es war; denn der Hausherr liebte es, die Leute, die ihn besuchten, zu täuschen über den Ort, wo er sich

gerade befand. An jeder dieser Thüren war eine Klingel angebracht, ein Fußbret um sich die Füße zu reinigen und ein kleines Regendach zum Schutz gegen das Wetter. War man so glücklich, die eigentliche Thür zu finden, die sich aber durch nichts von den übrigen auszeichnete, so stand man vor einer Treppe, die ein Drittel des Hauses einnahm, mit so verschwenderischer Ausdehnung war sie angelegt. Sie leitete unten nach den Zimmern, die gewöhnlich für die galten, die der Hausherr bewohnte, für gewiß konnte man dieses jedoch nicht behaupten, denn öfters fand man ihn in den obern Zimmern, dann unter dem Dache des Hauses in einem Mansardenstübchen, zuweilen sogar unter der Treppe in einem kleinen, niedern und dunkeln Gemache, das er zu seiner Bequemlichkeit und für die Arbeiten, mit denen er sich beschäftigte, eingerichtet hatte. Als ich das Haus sah, waren ein Theil seiner Thüren verschwunden, es befand sich eingeklemmt zwischen zwei Nachbargebäuden, und durch nichts war es bemerkbar als durch die Oede und Verlassenheit, die es von innen und von außen umgab. Es weilte nie lange ein Miether darinnen, weil es im Rufe stand, daß es darin spuke. Das alterthümliche Haus sah seltsam und unheimlich genug aus: es blickte in die

kleine Gasse wie ein altersschwacher Mann, blödsinnig und verlassen und des nahen Todes gewärtig. Die Balcone an jedem Fenster zeigten ihre morsche Einfassung und ihre seltsamen Eisenfiguren von Rost überzogen nur mühsam in ihren Fugen hängend. Auf den Tritt wagte sich niemand hinaus, weil man fürchtete, er könne unter einem zusammenbrechen. In dem Innern des Hauses, denn bis dahin drang ich, waren noch Spuren der großen Treppe, allein ebenfalls wüste und leer; sie wurde nicht mehr gebraucht; eine kleine Stiege war seitwärts angebracht, auf der man den obern Stock erreichte, dessen Stuben noch vermiethet wurden, wenn sich jemand fand, der sie miethen wollte. Die große Treppe hatte einen Theil ihrer Stufen, nebst Schutt und Steinen hinab in das Gemach gesendet, das ehemals bewohnt wurde und von dem ich gesprochen habe als wie von dem Arbeitszimmer des Hausherrn. Durch diesen Einsturz war das Cabinet verschüttet worden. Die untere Etage mit ihren baufälligen Räumen diente einem Gärtner zur Aufbewahrung seiner überwinternden Gewächse, zu Blumentischen und Gartenbänken, die hier aufgestapelt lagen. Der Vorplatz vor dem Hause bewahrte noch einen verkrüppelten Baum, früher hatten rund um das Haus Bäume

gestanden; dieser eine übrig gebliebene mit seinen verkümmerten und verdorrten Aesten trug das Seinige zu dem Abenteuerlichen und Verödeten des Hauses bei.

In den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen bewohnte dieses Haus ein gewisser Herr Pierre, ein Franzose von Geburt, der mit der Anzahl seiner Landsleute, die auf des Königs Aufforderung ins Land kamen, mit eingewandert war. Er war ein vielfach geschickter Mann, wußte mit edeln Steinen umzugehen, verstand sich auf deren Schleifung; nebenbei fertigte er mechanische Arbeiten und spielte mehrere Instrumente. Er war ein Mann nahe an funfzig, groß und hager gewachsen und trug eine kleine schwarze, anliegende Perrüke und kleidete sich aschgrau: Rock und Beinkleid von einer Sorte Halbsammt, das sehr dauerhaft war und schon so manches Jahr auf dem Leibe des Herrn Pierre gesessen haben mochte. Er war unverheirathet. Bald nach seiner Niederlassung nahm er einen alten Diener an, der trefflich zu ihm paßte, den er ebenfalls in Grau kleidete, und Herr und Diener sah man selten miteinander sprechen; sie schienen sich durch Zeichen zu verständigen. Die Umgegend, d. h. die wenigen Leute niedern Standes, die um ihn wohnten, nannten ihn einfach Herr Peter, und wenn Herr Peter den Abend

seine Vorhänge geschlossen hatte, so trat am Morgen darauf sicherlich schlechtes Wetter ein, dies war eine so sichere Regel, daß selbst Bauern von den nahe liegenden Landgütern nach den Fenstern des Herrn Peter zu sehen pflegten, wenn sie Plane auf das gute Wetter des nächsten Tages bauten. Dieses war aber nicht allein eins von den Wunderwerken Peter's. Er zog in seinem kleinen Garten, den er selbst bebaute, eine Gattung Kürbisse, die so groß geriethen, wie man sie nie in dieser Gegend gesehen hatte, und dabei wohlschmeckend wie Wassermelonen. Alsdann heilte er den Bauern böse Geschwüre durch bloßes Handauflegen und machte Lahme gesund durch einige Schnitte einer Frucht, die er auf das leidende Bein legte, und von der man nie erfuhr, wie die Frucht heiße und wo sie herzubekommen sei. Man nannte sie den Petersapfel, obgleich man nicht wußte, ob es ein Apfel oder eine Gurke war; genug es war etwas, das wie eine Frucht aussah.

Diese Dienstleistungen, die er seinen Nebenmenschen zukommen ließ, wurden allesammt mit einer gewissen Geheimnißkrämerei ausgeübt, die da bewirken sollte, daß Peter nicht überlaufen wurde von allerlei Gesindel, das da vorgab krank zu sein, um unter diesem Vorwand in die streng verschlossene Behau-

sung des Arztes zu bringen. Nur an den drei ersten Tagen des Vollmonds in jedem Monat erschien Herr Pierre auf dem mittelsten Balcon seines Hauses und übersah sich die Anzahl der Hülfsbedürftigen und ließ auf ihre Anforderungen durch seinen Diener ihnen die Mittel zukommen, die er zu ihrer Genesung für dienlich hielt. Dieses dauerte so lange, als die Aerzte es duldeten, die gegen Peter's Curen revoltirten und den Zulauf, der zu ihm geschah, so sehr zu mindern wußten, daß zuletzt nur sehr wenige sich einstellten, und diese schlichen in den Vollmondsnächten leise aus den Gebüschen hervor, um von den aufgestellten Wachtposten der Polizei nicht bemerkt zu werden. Peter schien dieses Abnehmen seiner Praxis sehr gelegen. Sehr viele behaupteten, er habe selbst die Aerzte gegen sich aufgeregt, um gegen den Andrang Ruhe zu finden.

Indessen gab dieser Umstand Gelegenheit, daß der König von Herrn Pierre's Aufenthalt in seiner Residenz Kenntniß nahm. Er beschied ihn zu sich, und von der ersten Stunde, die er mit ihm verplauderte, schloß er den seltsamen Mann so sehr in seine Gunst, daß er ihm nicht allein erlaubte, öfters zu ihm zu kommen, sondern ihm auch Steine anvertraute, die er reinigen oder denen er eine Fassung geben sollte,

wie der König sie begehrte. Stets wurde die Arbeit rasch und zu der Zufriedenheit des Herrn vollendet.

Durch die Arbeiten, die er für den König machte, wuchs Herrn Pierre's Wohlstand zusehends und er konnte sich jetzt ein Haus kaufen und nach seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen ausbauen. Dies geschah. Er errichtete sich nicht weit von seinem vorigen Aufenthalte das wunderliche Gebäude, das wir beschrieben haben. Um eine Stube zu haben, die sich nicht sogleich dem Beschauer des Hauses kund gab, schlug er die breite Treppe herüber; unter dieser Treppe befand sich das Cabinet, in welchem ein Schmelzofen und allerlei Apparate zu chemischen Arbeiten, auch die kleine Werkstätte befindlich war, an welcher er seine Goldsachen arbeitete, seine Steine schliff und sonst noch allerlei Geheimnißvolles trieb. In dieses Cabinet, welches scheinbar keinen Eingang hatte, gelangte man, wenn man ein paar Stufen der Treppe emporhob und so hindurchkroch. Eine ähnliche versteckte Kammer befand sich oben unter dem Dache. Als das Haus fertig war, ritten, fuhren und gingen sehr viel Menschen hin es zu sehen; als sie ihrer Neugierde genuggethan, ließen sie das Haus und ihren Besitzer unangefochten. Es hieß, es wohne darin ein Franzose des Königs, und dies

war genug um Respect zu verbreiten und den Mann in Ruhe zu lassen.

Nicht so die Bauern und das Landvolk. Unter diesen hatte es sich verbreitet, daß der Fremde ein Tausendkünstler sei, daß er Umgang mit gestorbenen Menschen habe, ja sogar, daß ein solches Phantom bei ihm wohne, mit ihm zu Tische sitze und seine Abende durch schauerliche Gespräche und Erzählungen von unglaublichen Dingen kürze. Es lebten einige, die da gesehen haben wollten, wie Herr Peter sich seinen Gast vom Kirchhof holte: es war eine schauerliche Novembernacht, es fiel Regen und Schnee vom Himmel und am Himmel stand ein bleicher Mond, der nur gerade so viel hinter den Wolken vorsah, als nöthig war, Peter die Leuchte zu halten auf seinem Wege vom Gottesacker nach Hause. Er führte die mitgenommene Gestalt vorsichtig unter seinem weiten Mantel und machte absichtlich kleine Schritte, damit das Weibsbild, denn ein solches war es nach allen Vermuthungen der dabei Betheiligten, mit ihm fortkönne. Ein anderer Theil der Zeugen behauptete, die Gefährtin Peter's sei ein lebendes Weib, das ihm nachgekommen sei aus Frankreich und jetzt bei ihm unter strengem Verschlusse lebe. Gesehen hatte sie niemand.

Wegen dieser Dinge, die man nicht erklären konnte, hieß Peter der Zauberer und sein Haus, war es von Anfang an nicht auf großen Zuspruch eingerichtet, wurde immermehr verlassen, je weiter diese Andeutungen und Erklärungen sich im Volke erstreckten.

So standen die Sachen, als plötzlich ein Befehl des Königs die Behörden veranlaßte, sich um Pierre's Umstände unter der Hand zu kümmern. Der Zusammenhang war dieser.

Der König besaß eine Tabatière, eingefaßt in Diamanten von einem etwas grauen Schimmer. Er hegte den Wunsch, diese Steine, die ihm ohne diesen gräulichen Schein sehr werthvoll erschienen, von diesem Makel zu befreien. Er sprach darüber mit Herrn Peter. Dieser versicherte ihn, der graue Schimmer sei zu beseitigen, und auf Befehl des Königs nahm er die Dose zu sich. Nach Verlauf eines Monats brachte er die Dose zurück mit Steinen, wie sie nicht besser und heller zu wünschen waren. Der König erfreut, zahlt ihm den bedungenen Lohn. Der Juwelier des Königs, der die Dose sah, schüttelte den Kopf, und auf Befragen des Herrn gestand er, daß es ihm vorkäme, die Diamanten seien keine, sondern ein besonders schöner Bergkrystall, wie er in den

schlesischen Gebirgen zu finden sei. Der König lachte darüber und versicherte, er werde doch seine Steine kennen; es seien dieselben, die Pierre mitgenommen. Hierauf schwieg der Juwelier und die Sache kam nicht wieder zur Sprache. Mochte es nun sein, daß der König bei wiederholter Prüfung dennoch ein Mistrauen gegen die Steine faßte, mochte es aus einem andern Grunde geschehen, kurz, er gab einem Polizeiofficianten Auftrag, den Mann zu beobachten. Doch fügte er der Ordre hinzu, daß dieses mit großer Vorsicht zu bewerkstelligen sei, indem er nichts gegen den Fremden habe, daß er ihn im Gegentheil für einen ehrlichen Mann halte, daß er nur wünsche, einiges über sein Leben und Treiben zu erfahren, da ihm mancherlei zu Ohren gekommen sei, was ihn neugierig mache.

Dieses der Auftrag des Königs. Der, dem er ihn gab, konnte in gewisser Beziehung nicht schlimmer gewählt werden. Nicht daß Herr von der Haue, so hieß der Polizeirath, irgendwie im Eifer und in dem Wunsche, dem Könige zu gefallen, es fehlen ließ, sondern vielmehr darin, daß er in dem Verlangen ihn zu erfüllen, ohne es zu wissen und zu wollen, die Decke von dem Geheimniß lüftete. „Sei Er vorsichtig", hatte der König gesagt, und Herr von der Haue

befolgte diesen Befehl, indem er sich in Civilkleider warf und sich in der Nähe des Hauses, dessen Bewohner er beobachten sollte, niederließ. Dies war jedoch nicht so leicht. Wir haben schon bemerkt, daß das seltsame Gebäude vereinzelt auf dem Felde stand, daß damals noch keines der Häuser sich daranreihte, die sich jetzt dort befinden, und daß nichts in der Nähe war als eine kleine Branntweinschenke, ungefähr einige dreißig Schritte vom Hause entfernt. In diese Schenke kehrten die niedern Zollbeamten von der nahen Zollinie ein, reisende Handwerksburschen und sonstiges herumziehendes Volk. In dieser Gesellschaft konnte ein Mann von Stande sich unmöglich sehen lassen; Herr von der Haue nahm also einen Anzug an, ähnlich dem eines auf den Märkten herumreisenden kleinen Krämers, und schloß mit dem Wirthe der Kneipe einen Freundschaftsbund. „Ich werde öfters hierher kommen“, hatte er zu dem Manne gesagt, „weil ich von hier aus einen Transport Trödelwaaren erwarte, den mir mein Genosse zuträgt.“ Der Wirth war hiermit zufrieden; besonders da der fremde Krämer guten Wein trank und jedesmal einen kräftigen Imbiß dazu genoß. Es wurden nun Fragen nach dem Besitzer des Hauses gegenüber angestellt. Die Gäste der Schenke erzählten dem zuhorchenden Gaste

mancherlei. Alle schwatzten durcheinander und es kamen die seltsamsten Märchen auf das Tapet. Da hieß es, daß öfters nachts um die zwölfte Stunde zu allen zwölf Thüren mit einem male ein und derselbe Mann ins Haus schritte, daß zu Zeiten alle Fenster des Hauses erleuchtet seien, daß Musik darin erschalle und es dort einen Ball gebe. Klas Richards, ein kecker Zollbeamter, hatte sich einmal den Spaß gemacht und auf einer Leiter in eins der Fenster hineingeblickt durch einen Spalt des Vorhangs, und da habe er gesehen, wie teuflische Gespenster sich nach einer vom Hausbesitzer gespielten Fiedel herumdrehten. Zufälligerweise habe er ein Geräusch gemacht, indem er mit dem Aermel gegen das Fenster geschlagen, da sei alles plötzlich finster gewesen und todt. Der, der ihm hälfe bei seinen Arbeiten, sei der Teufel in eigener Person, der immer in jedem Monat einmal komme und die Nacht dort zubringe.

Herr von der Haue war, obgleich im Dienste der Polizei, doch keineswegs frei von den Ansichten und Meinungen seiner abergläubischen Landsleute. Er hörte diese Dinge, und in der traulichen Plauderstube der Schenke kamen sie ihm nicht unwahrscheinlich vor. Er kannte jedoch den strengen Wahrheitssinn

seines Königs und getraute sich nicht, mit diesen Nachrichten ihm zu kommen, wenn er sie nicht näher geprüft hatte. Er verabredete also mit Klas Richards einen Abend, wo wieder eine unheimliche Beleuchtung des einsamen Hauses stattfand, um mit ihm vereint einen Entdeckungsausflug zu unternehmen. Es war eine finstere Nacht, dabei stürmisch und recht geeignet zu unheimlichen Dingen. Die Leiter war angelegt, um vom Boden aus in das obere Stockwerk hineinzuschauen. Nach einer kräftigen Labung, die aus einem tüchtigen Schluck aus der Flasche bestand, schlichen sich die beiden Männer auf ihren Standpunkt, und dort angelangt, lugten sie einer nach dem andern in die helle Stube hinein. Was sie hier erschauten, war für den Rath hinlänglich, um seinen Bericht an den König abzustatten.

„Nun was hat Er erfahren?" fragte ihn dieser ziemlich barsch.

„O, Sire, schreckliche Dinge."

„Inwiefern?"

„Der Herr Pierre lebt mit einer Frau zusammen, die —"

„Die seine Frau ist!" fiel ihm der König in die Rede.

„Der Teufel allein weiß was sie ist!" stöhnte der

Rath und sah besorgt um sich. „Ich habe Greuel erschaut, die unaussprechbar sind.“

„Die sich aber doch wol werden aussprechen lassen“, bemerkte der König.

Herr von der Haue erzählte jetzt umständlich, wie er durchs Fenster bemerkt habe, daß Herr Pierre am Tische gesessen und vor sich ein Weibsbild gehabt, mit dem er gesprochen. Plötzlich sei er aufgesprungen, habe die Frau niedergeworfen, ihr das Kleid geöffnet und mit einer langen spitzigen Nadel ihr ins Herz gestochen. Dieses könne auch Klas Richards bezeugen, der es mitangesehen, dem er aber das Versprechen abgenommen, kein Wort von dem zu sagen, was er erschaut.

„Und weiter?“ fragte der König.

Alsdann sei Herr Pierre mit dem meuchlings ermordeten Weibsbilde, das entsetzlich über seine Schulter hinweggehangen, ins Cabinet geeilt, wo sie ihn weiter nicht haben sehen können.

Der König schwieg still, öffnete seine Dose, nahm eine Prise und sagte dann: „Dies sind Narrenspossen.“

Der Rath schwor Stein und Bein zusammen, daß es die lautere Wahrheit sei, die er berichtet. Der König sagte nach einer Weile: „Er muß genauer

prüfen; ins Haus zu dringen suchen: aber alles mit Vorsicht! Stelle Er sich als wenn Er ein fremder Juwelier wäre, suche Er ihn vertraulich zu machen, und spähe Er nach, wen er im Hause findet."

„Das wird schwer gehen, Ew. Majestät!" bemerkte der Rath.

„Einem Polizeimann ist nichts unmöglich", rief der König. „Er sieht, er hört alles, was andere Menschenkinder nicht hören und nicht sehen. Nur hüte Er sich, mir Lügen aufzubinden! Besonders trachte Er sein Laboratorium zu erschauen: Ihr könnt ihm auch sagen, daß Ihr gehört habt, er bekäme Aufträge von mir, bei welcher Gelegenheit Ihr auf mich schimpfen könnt, auf meinen Geiz, auf meine Rechthaberei; was Euch gerade einfällt. Dadurch macht Ihr ihn gesprächig und löst seine Zunge. In acht Tagen bringt Ihr mir die Antwort."

Schwitzend vor Angst und nicht wenig entsetzt über die Aufträge, die er erhalten, sich in Person in das Haus des Mörders zu begeben, verließ Haue den Palast, und am nächsten Tage befand er sich wieder in der bekannten Schenke. Es waren wieder die alten Kunden da, und das Gespräch kam von neuem auf den fremden Wundermann. Der Wirth nahte sich dem Herrn von der Haue und fragte: „Ihr

habt ja neulich durchs Fenster gesehen, was habt Ihr bemerkt, mein Herr?"

„Nichts — gar nichts!" erwiderte der Rath und machte dazu ein gleichgültiges Gesicht, indem er verstohlen Klas Richards zuwinkte. Ihr werdet mich aber verbinden, wenn Ihr mir sagt, wenn ich am besten dem fremden Herrn meinen Besuch abstatten kann."

„Wie, Ihr wollt in die Herberge des Teufels Euch begeben?"

„Laßt das meine Sorge sein."

„Nun mir kann es gleich sein!" erwiderte der Wirth achselzuckend. „Wenn er nicht beim Könige ist, denn man sagt, daß er für denselben arbeite, so ist er zu Hause. Aber er nimmt keine Besuche an. Noch nie hat man jemand in das Haus gehen sehen."

„So werde ich der erste sein!" meinte der Rath. „Durch welche Thür geht man hinein?"

„Das ist schwer zu sagen. Durch die dritte von der Ecke her hab ich den Briefträger eingehen sehen, als er neulich einen Brief erhielt. Der Arzt geht jedoch durch die erste Thür."

„Er hat also einen Arzt!" rief der Rath nun wieder beruhigt.

„Freilich hat er den. Er hat Personen bei sich, die ärztliche Hülfe bedürfen."

„Sicherlich!" brummte der Rath zwischen den Zähnen. „Wenn man Frauen bei sich hat, denen man spitzige Nadeln in die Brust stößt."

„Sein alter Diener war noch vorige Woche krank, da kam der Arzt alle Tage einmal", bemerkte der Wirth. „Aber er bleibt nur immer wenige Augenblicke und entfernt sich immer rasch wieder."

„Ich lasse mich eher in Kochstücke zerhacken!" rief einer der Gäste, „ehe ich mich entschließen könnte in das Haus einzudringen. Es ist nur unbegreiflich von unserm Herrn, daß er sich das fremde, abenteuerliche Gesindel so auf den Hals ladet. Wozu hat er nur diesen Strauchdieb?"

„Es ist darüber allerlei zu sagen!" bemerkte ein dicker, untersetzter Mann am Ende der Tafel. „Es gibt Leute, die da behaupten —"

„Was behaupten?" fragte der Rath.

„Nichts!" rief der Wirth. „Ihr werdet mir in meiner Schenke doch nicht die Spürnasen der Polizei einführen, die ohnedies in jede Schüssel hineinriechen."

Der Rath versteckte unwillkürlich seine Nase.

Endlich sagte einer der Gäste: „Es hat niemand den Arzt von der Frau sprechen hören, die dort in dem Hause wohnt, und die doch wahrscheinlich auch manchesmal krank sein wird."

Der Wirth entgegnete: „Das ist sehr natürlich, meine Herren, weil der Arzt überhaupt nicht spricht. Er hat den ältesten, eigensinnigsten und tückischsten Gesellen aufgetrieben, der nur zu finden war. Für ihn könnte der Teufel im Hause sein, er würde nach wie vor hineingehen, und kein Wort käme über seine Lippen. Ja, es gibt solche Aerzte. Da sie für den Tod arbeiten, so sind sie schweigend wie er."

„Uebrigens die Frau" — hub einer der Gäste an.

„Mit der ist's nicht richtig" — erwiderte ein anderer.

„Ei wie so das?" fragte der Rath.

„Sie nimmt kein Medicament!" war die Antwort. „Sie lebt nicht, sie stirbt nicht, sie ist überhaupt kein Mensch!"

„Was ist sie denn?" fragte der Polizeimann entsetzt. „Wie kann man mit jemand zusammenwohnen, mit ihm an einem Tische sitzen, mit ihm Noth und Freude theilen, und doch kein Mensch sein! Ich begreife das nicht."

Die Stimme, mit der der Rath diese trostlose und unergründlich geheimnißvolle Frage stellte, hatte so etwas Niederbeugendes für die Umgebung, daß eine allgemeine Stille eintrat. Es traten Gäste ein und die Unterredung kam auf andere Gegenstände.

Herr von der Haue entschloß sich zu dem Herrn Pierre zu gehen; er wählte dazu den letzten, ihm übrig bleibenden Tag; den darauffolgenden mußte er dem König Bericht abstatten. Der Wille desselben war ausdrücklich, daß er allein in das Haus dringen sollte. Ein ganz verwünschter Auftrag! Und die Mittagsstunde, denn das war doch die geeignetste, um mit unheimlichen Dingen und Menschen zusammenzutreffen, sah ihn an der Thür, durch die der Briefträger einzugehen pflegte, und zwar drang er mit demselben zugleich hinein, gleichsam unter dessen Schutz.

Der alte Diener, nachdem er den Briefträger abgefertigt, fragte nach seinem Namen und nach seinem Begehr. „Sage Er Seinem Herrn", brachte Herr von der Haue mühsam hervor, „ich sei ein Goldarbeiter aus Antwerpen und wollte mit dem Herrn sprechen."

Nach einer Weile öffnete sich die Thür, und er stand vor Herrn Pierre, der ihn freundlich bat einzutreten. Der Polizeimann hatte sich seine Rolle einstudirt, er hatte aber fast alles wieder vergessen, als er in dem Zimmer stand, wo die Greuelthat geschehen. Furchtsam und scheu sah er sich um. Das Auge des Herrn Pierre ruhte fest und sicher auf ihm. „Sie sind ein Goldschmied, mein Herr, ich

freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Unzweifelhaft haben Sie weite Reisen gemacht und kommen jetzt auch unsere Stadt zu besehen und zu prüfen, was sie in unserm Fache leistet. Da haben Sie sich an den Unrechten gewandt. Ich treibe die edle Goldarbeiterkunst nur als Dilettant, und bin durchaus kein Mann, wie Sie ihn suchen. Es gibt hier sehr bedeutende Künstler in dem Fache, da ist zum Beispiel —"

„Vergeben Sie", fiel ihm der Gast in die Rede, „es ist mir gesagt worden, daß Sie bedeutende Bestellungen für den König übernommen, und auch zu seiner Zufriedenheit ausgeführt haben."

„Kleinigkeiten!" entgegnete Herr Pierre. „Mehr Spielereien als eigentliche Arbeiten. Aber wenn Sie sie sehen wollen, sie stehen Ihnen zu Diensten: ich behalte von jedem Stücke, das ich abliefere, immer ein kleines Modell in Wachs. Wollen Sie sich in jenes Zimmer begeben, ich hole die Schlüssel zu meinem Laboratorium."

Er entfernte sich, und Herr von der Haue befand sich allein in dem Gemache, das er sich auch durch das Fenster von außen angesehen. Dort stand das Sofa, dort der Tisch — es war alles in Richtigkeit. Der Polizeirath glaubte noch Blutspuren auf

dem Fußboden zu betrachten. Eilig entschloß er sich das Gemach zu verlassen, er ging auf das Zimmer zu, das ihm bezeichnet worden, öffnete die Thür und — sah sich selbst, in seiner Polizeiuniform, wie er an den Hof ging, vor sich stehen. Die Gestalt starrte ihn an mit weitaufgerissenen todten Augen.

Der Rath sprang entsetzt zurück, schloß die Thür wieder und taumelte auf das Sofa.

Nach einer Weile erschien Herr Pierre wieder und ersuchte den Gast ihm zu folgen; allein keine Gewalt der Erde hätte den Rath vermocht, durch jenes Cabinet zu gehen, wo er sich selbst Wache stehend wußte. Leichenblaß und stammelnd wand er sich auf dem Sofa und machte nur zur Erwiderung auf die Aufforderung eine unverständliche Pantomime nach der Thür zu.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte der Herr des Hauses.

„Daß ich nicht wüßte“, entgegnete der Gast. „Es hat mich nur ein leichter Schwindel befallen, der bald vorübergehen wird.“

„So kommen Sie denn!“ rief der Herr Pierre und schloß das Gemach auf. Die Gestalt war verschwunden. Er schritt voran und Herr von der Haue folgte zitternd, indem er vor sich hinmurmelte: „Das

bedeutet meinen Tod. Sicherlich! das bedeutet meinen Tod. O wäre ich nie in dieses verwünschte Haus getreten."

Sie begaben sich über ein paar Stufen, die abwärts führten, in eine Kammer, die ihr Licht vom Hofe aus empfing, wo eine Anzahl Schränke standen, angefüllt mit Kostbarkeiten und Modellen. Herr Pierre schloß einen Schrank nach dem andern auf, zeigte und erklärte dessen Inhalt. Der Rath sah alles mit einem halben Blicke an, und bezeigte seine Zufriedenheit.

„Der König ist ein eigensinniger Herr!" hub der Hausherr an, „man muß sich mit ihm in Acht nehmen. Oft drückt er seine Zufriedenheit dem Arbeiter gegenüber aus, und zugleich gibt er den Befehl ihn näher zu prüfen und zu sondiren, wie einen Spitzbuben."

„Das ist wahr, abscheulich eigensinnig!" bemerkte der Rath. „Und herrische Befehle kann er geben, das ist zum Entsetzen. Er kümmert sich nicht, ob einer Familienvater ist, ob er Pflichten für die Seinigen hat, er hetzt ihn, wenn es ihm so ansteht, in Gefahr und Tod." Dabei wischte sich der arme Mann den Schweiß von der Stirn und sah fortwährend hinter sich, als lausche dort ein Gespenst.

„Wo kennen Sie ihn so genau?" fragte Herr Pierre

anscheinend verwundert. „Haben Sie mit ihm zu thun gehabt?"

„Kleinigkeiten", stammelte der Rath. „Alsdann, man hört so vieles über ihn."

Herr Pierre zeigte noch mancherlei; da er aber bemerkte, daß sein Gast fortwährend an Zerstreuung litt und auf nichts achtete, so kürzte er den Besuch ab, und dieser war froh, als sich die Thür hinter ihm schloß und er mit heiler Haut auf der Straße stand.

Er fand für gut, von der Erscheinung, die er gehabt, dem Könige nichts mitzutheilen, da er nur dessen Spott zu hören erwarten durfte.

„Hat Er die Oefen betrachtet?" fragte der König, nachdem die Beschreibung des Hauses beendet war.

„Die Oefen, Ew. Majestät?"

„Nun ja, die Schmelzöfen, wie sind sie construirt. Wie ist die Feueresse angebracht?"

„Meiner Treu, die Oefen sehen aus wie gewöhnliche Oefen!" sagte stotternd der Gefragte. „Ach, Ew. Majestät, wenn man so etwas zu sehen bekommt, wie ich gesehen habe, so läßt man Oefen Oefen sein."

„Also wieder Gespenster", sagte der König.

„Und welche, Sire! Ich habe mich selbst gesehen!"

wehklagte der Rath. „Von jetzt an weiß ich, daß ich nur noch drei Tage zu leben haben werde. Ich bitte Ew. Majestät auf das inständigste, auf meine arme Familie ein gnädiges Auge zu werfen, wenn ich nicht mehr sein werde.“

„Wir müssen dem Spuk ein Ende machen!“ rief der König. „Nehm' Er sich drei handfeste Leute mit, und arretire Er den Monsieur, und zwar noch heute. Schaff' Er ihn in einen Wagen und bringe Er ihn in das Zimmer, gegenüber der Wache. Dort will ich ihn selbst sprechen. Aber, versteht Er, mit höchster Vorsicht muß alles geschehen.“

„Ach, ich möchte bitten, benamten Auftrag jemand anders zu übertragen“, bat der Rath, „sintemal meine Zeit um ist.“

„Wer sagt Ihm das? Ich zähle auf Seine Dienste, und Er wird gehen um nach meinem Willen zu thun. Ich erwarte Ihn heute Abend.“

Der unglückliche Polizeirath, fest überzeugt, der König beabsichtige seinen Tod, schwankte zwischen Ungehorsam, Flucht und treuer Pflichterfüllung. Sein Trost war, daß es ihm vergönnt war, bei der schwierigen Expedition drei Gehülfen mitzunehmen, und zwar handfeste Gesellen, auf die man sich im Nothfalle verlassen konnte. Aber was bedeutete menschliche

Stärke gegen die Macht der Geister? Konnte nicht gerade bei dieser halsbrechenden Unternehmung das Vorzeichen seines Todes sich wahr machen, und er die heutige Nacht nicht mehr erleben?

Er begab sich nach Hause, nahm von seiner Familie Abschied, indem er angab, vom Könige einen Auftrag bekommen zu haben, der ihn mit einem gefährlichen Spitzbuben zusammenführte, bei welchem heftiger Widerstand zu befürchten sei. Dann begab er sich in sein Studirzimmer, setzte dort seinen letzten Willen auf, und gegen zehn Uhr abends war er bereit, sich der Gefahr in den Rachen zu stürzen. Vorher hatte er in der Schenke beobachtet, ob der Gewisse zu Hause sei. Er entdeckte in der großen Stube Licht, und wenn man genau hinsah, konnte man den Kopf des Mannes sehen, der dasaß und schrieb.

Herr von der Haue theilte jetzt, da die Sache einen officiellen Charakter angenommen hatte, dem Wirth der Schenke seinen Stand und sein Unternehmen, den Fremden zu arretiren, mit. Allgemeines Entsetzen theilte sich dem Wirthe und den paar Besuchern mit, die gerade in dem Hause gegenwärtig waren. Die drei Helfer hatten sich in der Stube an den Ofen gesetzt: man erwartete den Schlag

der Uhr, die eben drei Viertel schlagen sollte. Im Hofe der Schenke stand der Wagen bereit.

Unverändert blickte das Licht aus dem Fenster.

Jetzt schlug die Uhr und die drei Männer, hinter ihnen der Rath, traten in die dunkle Nacht hinaus und bewegten sich auf das Haus zu. Klas Richards hatte sich der Expedition angeschlossen. Diese fünf Männer stellten sich an der Thür auf, durch die Herr von der Haue schon einmal eingelassen worden war. Mit dem Ziehen der Klingel läuteten alle zwölf Glocken mit einem male. Die Thür öffnete sich, ohne daß jemand bemerkbar wurde. Die fünf Männer gaben sich Zeichen des Einverständnisses. Es wurde nach dem Lichte gesehen: es befand sich noch immer auf dem alten Platze. Jetzt galt es, wer zuerst eintreten sollte. Die Männer wollten dem Rathe die Ehre lassen, dieser aber befahl dem stärksten und muthigsten seiner Begleiter die Treppe hinaufzugehen. Dies geschah. Oben auf dem Vorplatze angelangt, stellten sich alle vier in Ordnung auf und erwarteten nun die weitern Befehle. Jetzt mußte der Polizeirath sich entschließen voranzugehen. Die Thür langsam öffnend, gab er seinen Nachfolgern einen geheimen Wink, sogleich bei der Hand zu sein, wenn etwas vorfiele.

Im Zimmer sah er den Franzosen beim Licht an einem Tischchen sitzen und schreiben, und zwar befand er sich bereits im Nachtcostüm. Eine Schlafmütze deckte das Haupt, ein weiter Schlafrock die Glieder. Er saß gebückt, die Feder in der Hand. Durch das leise Oeffnen der Thür wurde er nicht aufgestört. Ein leises, dann stärkeres Husten blieb ebenfalls unbeachtet.

„So geht doch vor, Herr Polizeirath", flüsterte einer der Officianten; „verhaftet ihn; Ihr seht, er sitzt ja ruhig da."

„Stille!" gebot der Beamte.

Die ganze Gruppe rückte nun näher heran.

„Im Namen Sr. Majestät" — hub der Rath an — „kommen wir" — immer noch dieselbe Ruhe und Stille. — „Seltsam!"

Draußen, unter dem Hause versammelten sich der Wirth und seine Gäste. Etwas Entscheidendes mußte geschehen. „Werft ihm einen Mantel über und dann rasch mit ihm in den Wagen", bemerkte der Officiant. „So ist's recht!" rief sein Nebenmann; und ohne den Befehl ihres Obern abzuwarten, wurde ein mitgenommener Mantel dem Schreibenden rasch um Arme und Beine gewickelt, zwei Männer erfaßten ihn, und so schnell als man bei

der halbdunkeln Treppe vorwärts kam, ging es mit dem Gefangenen hinab und man warf ihn mehr, als daß man ihn setzte in den Wagen. Zwei Mann setzten sich mit ihm in den Wagen auf den Vorsitz. Der Rath, dem das Herz gewaltig klopfte, nahm auf dem Kutschersitze Platz, und so ging es rasch vorwärts. Willenlos, schien es, duldete der Gefangene alles, was man mit ihm vornahm.

„Hat er gesprochen? hat er etwas gesagt?" fragte flüsternd der Rath die beiden Männer, die mit ihm im Wagen saßen.

„Nichts!" entgegneten diese. „Es war uns als hörten wir ihn seufzen."

„Seltsam!" bemerkte der Fragende. „Sprechen Sie ihn an! Fragen Sie, ob er ein Glas Wasser will."

„Er schüttelt den Kopf!" klang ebenso leise die Antwort.

„Wer weiß, worüber er brütet!" klagte der geplagte Beamte. „Nie in meinem Leben übernehme ich wieder solche Aufträge. Ich gebe meinen Abschied noch heute ein."

Unterdessen war der Wagen mit dem Gefangenen in dem Schlosse angelangt. Das Zimmer war bereit zu dem Empfange. Man hob den Mann heraus,

da er nicht selbst aussteigen wollte, und noch in den Mantel gewickelt, setzte man ihn hin, um dem Könige dessen Ankunft zu melden. Herr von der Haue begab sich zum Monarchen, der sich in seinem Schreibzimmer befand. Als man ihn gemeldet, wurde er eingelassen. Friedrich befand sich mit jemand im Zimmer, der etwas für ihn ordnete und an einem Tische stand, sodaß der Schatten auf ihn fiel.

„Nun, was bringt Er?“ fragte der König.

„Sire, den Gefangenen“; antwortete der Gefragte mit gedämpfter Stimme, denn er wußte nicht, ob der Zeuge es auch hören dürfte. „Eine schreckliche Arbeit das! Wir haben ihn gefesselt durch einen Ueberwurf, und ihn so hierher gebracht. Unten in der Stube sitzt er eingeschlossen. Was soll mit ihm werden?“

Indem richtete sich der Mann am Tische in die Höhe, trat in den Lichtschein und richtete seine Blicke auf den Rath. Dieser fuhr zurück und suchte sich an einem Stuhle zu halten.

„Alle guten Geister“ — stammelte der Entsetzte.

„Er sieht, der Gefangene ist schon da!“ rief der König und zeigte auf den Herrn Pierre, der in seiner Stellung verharrte.

„Alsdann sind Sie doppelt, mein Herr! denn unten sitzen Sie ebenfalls!“ rief der Geängstete. „Der Teufel wird mit Ihnen fertig, ich kann es nicht!“ Bestürzt über diese unehrerbietige Aeußerung machte er vor dem Könige eine stumme Verbeugung.

„Nun so seh' Er nach, wen Er unten eingefangen hat!“ rief der König lachend. Man schaute nach, es war eine täuschend ähnlich gearbeitete Wachspuppe. „Ich sehe wohl“, hub der König wieder an, „in der Polizei kann ich Ihn nicht brauchen, ich befördere Ihn zum Rath in einem neuen Collegium, und lege Ihm 100 Thaler zu seinem Gehalte zu. Das ist für den gehabten Schrecken. Nun wird Er sich wol die andern Figuren, die Er beim Herrn Pierre gesehen hat, zu erklären wissen.“

„Bis auf meine eigene Gestalt!“ entgegnete unter den erfreulichsten Danksagungen der Beschenkte. „Wie wußte der Herr Pierre“ —

„Das kann ich erklären, wenn Ew. Majestät erlauben“, hub dieser an. „Herr von der Haue ließ sich in meiner Nachbarschaft nieder, ich sah ihn öfters mit dem Wirthe der Schenke verkehren. Es war eben nicht schwer herauszubekommen, wer der Herr eigentlich war, und ich nahm mir vor, ihn

durch einen kleinen Schreck, den ich ihm einjagte, zu bestrafen."

„Gut", rief der König. „Die Wachsbüste, die Sie von diesem Herrn gemacht, kaufe ich, und damit ist die Sache zu Ende."

„O, Ew. Majestät; allzu schmeichelhaft für Dero getreuesten Knecht!" murmelte sich bis auf die Erde niederbeugend der gewesene Polizeibeamte.

Der Vorfall mit der Wachsfigur wurde in der Stadt bekannt und ergötzte auf Kosten des Herrn Polizeirath nicht wenig. Es bewirkte auch, daß die abenteuerlichen Gerüchte die von dem öden Hause herumliefen, sich verloren. Herr Pierre, der Herr Peter, wie ihn die Berliner nannten, blieb nach wie vor bei dem König in Gnaden, von dem man nicht gewiß wußte, inwieweit er in der Mystification des schlauen Fremden selbst verflochten war. Es ließ sich annehmen, daß Herr Pierre ihn später selbst in Kenntniß setzte, als die Dinge eine ernsthafte Gestalt annahmen, und daß er sich selbst dem Könige stellte, als er wußte, daß die Besuche des Polizeimanns auf dessen Befehl geschahen.

Wie verändert hat sich die Welt! Die Zeiten sind längst dahin, wo solche Geschichten vorfielen und so lustig endigten.

Nach dem Tode des Herrn Pierre und dem des Königs fing man an die Straße zu bauen, und da kam das Gespensterhaus in diejenige Lage, in der man es noch vor wenigen Jahren sehen konnte und die ich am Anfange der Geschichte beschrieben.

4.

Mein Landsmann Jégor von Sievers kam nach Berlin und suchte mich auf. Er wurde mir durch Herrn von Varnhagen bekannt gemacht, und gehörte fortan unserm Cirkel, der sich bei Fräulein S— zusammenfand. Sehr viele Vorzüge vereinigten sich in ihm, worunter nicht der kleinste seine Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit war, da er wohl das Recht hatte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Als ein junger Mann hatte er es bei seiner ersten Reise nach Deutschland vorgezogen, statt nach Paris zu gehen, wie es seine Landsleute gewöhnlich thun, seine Geldmittel dazu anzuwenden, unbekannten und wenig besuchten Gegenden einen wissenschaftlichen und ernsten Besuch abzustatten. Er ging nach Centralamerika, und von dort war es, wo er eben jetzt heimkehrte. Ein Bändchen Gedichte, „Palmen und Birken" betitelt, zeigte ihn als einen berufenen Jünger der Kunst. Sie enthielten schöne Sachen, wobei

Form und Inhalt gleichzeitig ausgebildet sich zeigten. Von seiner Reise, die mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft war, brachte er uns Skizzen, die vielfach Anregung und Beifall verbreiteten, nur schade, daß sie über ein Land sich darboten, das so wenig, wenigstens für mich, bekannte und gewohnte Dinge berührte, und ich nichts weniger habe vertragen können, als von völlig fremden Zuständen zu hören. Wenn man mir nicht ein Fremdes mit einem Bekannten verknüpft zeigt, sodaß ich mit Hülfe des Bekannten das Fremde fasse und in mir aufnehme, so nützt mir eine bloße Aufzählung und Benennung des völlig Unbekannten wenig. Meine Aufmerksamkeit erschlaffte daher bald bei den fremden Bäumen, Gebirgen, Thiersorten, die ich zu hören bekam, und ich hielt mich an die wohlbekannten Gegenstände, die den Inhalt der Gedichte des jungen Reisenden ausmachten. In mir steckte kein Entdecker, kein mit Gefahren nach fremdem Pol Ausfahrender, ich hatte nie eine Sehnsucht empfunden, in unwirthbare Gegenden zu eilen, ich suchte die Stoffe, die mir nöthig waren, um meine Phantasie zu befruchten und mein Denkvermögen zu nähren, in der Nähe. Paris, London, Rom schienen mir in jeder Beziehung beherzigenswerthere Zielpunkte für eine Reise als

die Küsten fremder Welttheile; nöthigenfalls konnte ich mich auch in eine Stadt zurückziehen, die ich unausgesetzt bewohnte und die ich nach allen Seiten hin ausbeutete. Nur durfte diese Stadt nicht zu klein sein. Dies hatte in Weimar mich stets gestört während der vielen Jahre, die ich dort wohnte; Berlin war mir gerade umfangreich genug. Einsam unter Menschen, das ist mein Wahlspruch. Ein noch so poetisches Leben mit der Natur zusammen, wo ich nichts als diese sähe, wäre für mich nicht geschaffen. Ich würde das schönste Panorama fliehen und mich in einer volkreichen Stadt einmiethen, wo ich stets eine wechselnde Bewegung vor mir herziehen sähe, ohne mit ihr in Berührung zu kommen, wenigstens nur so viel, als ich selbst dazu Lust empfände. Ich gebe zu, daß dies nicht sehr kosmopolitisch gedacht ist, daß der Mensch, vorzüglich der Mensch der Eisenbahnen, viel mehr Vielseitigkeit und Kenntniß der Welt und Menschen erstrebt durch Herumziehen als der bequeme Beobachter an einer Stelle. Aber früher, wo die Mittel zu reisen sehr sparsam waren, wie war es da? Gezwungen waren die Leute, sich in die Tiefe einzubohren, da die Ausbreitung auf die Fläche ihnen beschränkt war, und dies waren doch die Zeiten, wo ein Luther, ein Albrecht Dürer,

ein Newton entstanden. Die Stille und das Nichtreisen müssen also wol auch ihre Verdienste haben; daran halte ich mich, wenn ich fortwährend den Zug der Eisenbahnen über die Erde hinfliegen sehe. Wenn also Herr von Sievers von den Wundern des Palmenlandes sprach, hörte ich unaufmerksam zu, wenn er aber von dem Birkenlande sprach, erwachten in mir alte Erinnerungen. Das Land der Birken, es war ja auch mein Vaterland! Der schlanke, zierliche Baum, mit seinem weißen Stamme, mit seiner Krone lichtheller Blätter, wie oft hatte ich ihn bei uns geschaut, wie manchesmal aus seinem Innern jenen moussirenden Champagnerschaum getrunken, den man in jenen Gegenden ihm zu entlocken versteht. Und nun die lieben Ortschaften, die Einsamkeit der Wiesen und Triften, die mäßig verstreuten Dörfer und dann das Landgut des Besitzers, das mit seinen Gärten und Nebengebäuden in der Stille der Kornfelder prangte. Wie glücklich war ich in einem jener Landschlösser gewesen, die ihre alterthümlichen Namen noch aus grauer Vorzeit herschreiben; wie friedlich war meine Jugend dort vergangen, welch ein heiteres Dasein hatte sich dort mir bereitet! Ich sah im Geiste die Stube wieder, wo ich als achtjähriger Knabe von meiner ältesten Schwester begrüßt

wurde, von ihr die liebevollste, freundlichste Aufnahme fand, wenn mich der Wagen Sonnabends zu Mittag von der ein paar Stunden entfernten Pension zu ihr brachte, um den Sonntag dort zu verleben. Sie bewohnte mit meinem Schwager das alterthümliche Haus mit seinen vielen Zimmern, Sälen und Stuben, und jedes Plätzchen war mir bekannt und vertraut. Mit meiner jüngsten Schwester durchzog ich den weitläufigen Garten, wir verloren uns in das benachbarte Gehölz, und da war es, wo die Birke mir in meiner frühesten Erinnerung immer als der Heimatsbaum genannt wurde, den ich mit einer gewissen Achtung anschaute, ihn später versuchte zu skizziren, als ich des Griffels kundig war, und der mir noch viel später, als ich ihn in Deutschland unter andern Bäumen im Park zu Weimar wiedersah, stets eine mit Wehmuth gemischte Freude bereitete. In dem Wäldchen, wohin ich meine jüngste Schwester begleitete, und das Birkenwäldchen genannt wurde, weiß ich noch, brachten wir manchen heißen Augustnachmittag zu, wo wir hinausgeschickt wurden, um die Schwester nicht zu stören, die ihre Nachmittagsruhe hielt. Es führte uns dorthin ein Diener unsers Vaters, Ado mit Namen, der eine sehr einflußreiche und denkwürdige Person in meiner

Jugenderinnerung spielt; denn aus seinem Munde hörte ich so manche seltsame Geschichte, die mir später wieder zu Sinn gekommen ist. Obgleich ursprünglich ein Bauer, der auf dem Gute erzogen war, hatte Ado doch eine Art Bildung durch seine vielen Reisen mit seinem Herrn sich erworben, die ihn befähigten, eine bessere Rolle in der menschlichen Gesellschaft zu spielen, als sie gewöhnlich Leuten seines Schlages zufällt. Er wurde von meinem Vater öfters nach Petersburg mitgenommen, reiste auch wol einmal gelegentlich nach Moskau, kleine Fahrten nach Pernau, Hapsal und im Lande herum ungerechnet. Wenn wir Kinder in das Exil im Birkenwäldchen hingewiesen wurden, ging Ado mit, wenn er gerade auf dem Gute gegenwärtig war, und im Grase liegend oder auf einem abgehauenen Stamm sitzend, theilte er uns, die wir ihn mit Begierde anhörten, bald dieses, bald jenes mit.

Aber wohin reißt mich die Erinnerung an Herrn von Sievers' „Birken"! Ich vergesse ganz, daß ich in Berlin bin und daß ich von Herrn von Sievers zu sprechen habe. Doch er ist selbst daran schuld. Er beabsichtigte, eine Nachricht von den in Esthland, Livland und Kurland lebenden und gelebt habenden Dichtern zu geben, und aus diesem Grunde ging er

mich an, ihm Notizen aus meinem frühern Leben, und Gedichte zu geben, die ich etwa aus jenen Tagen aufgehoben. Ich erwiderte ihm lachend, daß ich ihm nicht mehr als sechs Trauerspiele geben könne, die ich alle verfaßt hatte, als ich noch als Vierzehnjähriger das Gymnasium zu Dorpat besuchte. Er fragte nach Gedichten, und ich suchte ein Convolut alter Papiere durch und nahm einige Blätter heraus, die er, zu nachsichtig und allzu wohlwollend für mich, für seine Sammlung passend fand. Ich erinnerte mich dabei an Ado's Erzählungen, und besonders fand ich in meiner Phantasie ein Märchen zusammen, das ich von ihm hörte, als aus dem Munde des Volks kommend. Später, als ich gedachte ein Bändchen solcher Märchen und Sagen herauszugeben, arbeitete ich dieses Stück ganz besonders aus. Ich kann mich nicht enthalten, es hier dem Leser mitzutheilen, der daraus sehen mag, wie mich in meiner Heimat russische Stoffe und Geschichten interessirten. Eine Neigung, die sich freilich später bis auf wenige Ausnahmen, ganz verlor.

Das wilde Mädchen.

Ein Märchen.

„Anna Petrowna, wir müssen unsere Tochter erziehen lassen, und wir thun am besten, wir geben sie in eine Kronsanstalt, damit sie gebildet werde."

„So ist auch meine Meinung, Iwan Kalugisch!"

„Wo ist unsere Tochter, Anna Petrowna?"

„Gott weiß es wo sie ist."

„Wie, Gott weiß es? Weißt du es nicht?"

„Soll eine arme kranke Frau alles wissen? Sechs Tage irrt unsere Tochter im Walde umher, und man weiß nicht, wo sie ist."

„So muß man sie einfangen. Ich werde Leute schicken, die dieses besorgen."

Und er rief seine Diener; die mußten das ganze Gehege umstellen, wie bei einem Wildjagen, und endlich nach vielem Suchen fand man Anna Iwanowna, wie sie unter einer Schlehdornhecke saß und Holzbirnen aß. Sie war so wild, daß sie nach denen biß, die sie anfassen wollten. Aber man fing sie dennoch, und an Händen und Füßen gefesselt wurde sie in die Hauptstadt gebracht, wo die „Erziehungsanstalt für junge Fräulein" sich befand. Der Vater hatte ihr einen Sack voll Geld mitgegeben, und die

Mutter einen gelben Rock und sechs ganz neue Hemden.

Die Oberin der Erziehungsanstalt stand gerade auf der Treppe ihres Hauses, als man Annuschka heranbrachte.

„Was bringt ihr mir da?“ fragte sie. „Ist's ein Kalb oder ein junges Fohlen?“ Denn das Mädchen hatte sich im Heu versteckt, und wenn sie den Kopf hob, so fielen ihre langen Haare über ihr Antlitz, sodaß man nicht unterscheiden konnte, welcher Art das Geschöpf war, das im Wagen sich befand.

„Frau“, entgegnete einer der Leute, „wir bringen Euch unser Landfräulein, mit Namen Iwanowna Kalugisch. Sie ist gerade in ihr sechzehntes Jahr getreten, untadelhaft an Gliedern, nur ein bischen wild.“

„Das wird sich geben“, sagte die Oberin, „bringt sie nur her!“ Die Oberin nahm den Geldsack und die Annuschka in Empfang und die Leute kehrten mit dem leeren Wagen heim.

Jetzt ging man daran, das Mädchen zu „bilden“. Zuerst wurde sie sechs Tage lang in eine dunkle Kammer gethan, woselbst sie nicht gerade stehen konnte, und wo sie nur sehr wenig Nahrung erhielt.

Als sie aus der dunkeln Kammer entlassen wurde, sagte sie: „Nun will ich erst wild sein! Gebt Acht, was ich jetzt für Streiche machen werde!“

Und sie kehrte im ganzen Hause das Unterste zum Obersten; was rechts stehen sollte, stellte sie links, und was auf den Beinen stehen sollte, stellte sie auf den Kopf.

„Unser Kind will die Ruthe haben!“ rief die Oberin, „man gebe sie ihr.“

Und es kamen zwei starke Männer herein, die banden das Mädchen an Händen und Füßen und gaben ihr 50 Ruthenschläge. Als das Mädchen diese empfangen hatte, sprach sie: „Nun will ich erst recht wild sein! Ihr sollt sehen, welche Streiche ich jetzt ausführe.“

Und sie nahm ein Nest voll junger Katzen, legte es der Oberin heimlich in die Haube, und als diese am Morgen die Haube aufsetzte, liefen ihr die jungen Katzen übers Gesicht und zerkratzten die arme Frau ganz jämmerlich. Dies war aber nicht genug; als sich die Frau ins Bette legen wollte, hatte das Mädchen die eine Hälfte des Bettuchs mit feinen Dornen bestreut, die andere Hälfte mit Salz. Die Oberin legte sich zuerst auf die Dornen, und als sie sich rasch umwenden wollte, gerieth sie mit ihrem

zerfleischten Körper aufs Salz und schrie nun so arg, daß das ganze Haus zusammenlief und die Feuerglocke läutete.

„Man gebe unserm Kinde 150 Ruthenschläge und schließe es 14 Tage lang krumm!“ rief die Oberin.

Als Annuschka die Strafe überstanden hatte, rief sie: „Nun will ich erst recht wild sein, und ihr sollt sehen, was ich jetzt für Streiche ausführe!“ Und sie legte Feuer an und setzte die ganze Kronserziehungsanstalt in Brand. Mit genauer Noth retteten die Oberin und die Fräulein ihr Leben, indem sie barfuß über Feld liefen. Nach diesem letzten Streiche ließ sich das Mädchen nicht weiter sehen. Sie nahm ihre sechs Hemden und ihren gelben Rock und wanderte aus. „Auf diese Weise zwingt man mich nicht!“ sagte sie.

Das Mädchen befand sich jetzt auf offener Landstraße. Sie setzte sich unter einen Baum, und da sie an nichts zu denken hatte und auch für nichts zu sorgen, so schlummerte sie ein. Unterdessen wurde es Nacht, und der Mond und die Sterne schienen.

„Was meinst du?“ sagte der Mond zu einem Sterne, „was aus unserer Anna Iwanowna Kalugisch werden wird.“

„Nichts Gutes, sicherlich!“ antwortete der Stern. „Da sitzt sie nun, und weiß nicht wohin! Zu ihren Aeltern darf sie nicht zurück, denn es ist im ganzen Lande bereits bekannt, daß sie die Kronserziehungsanstalt angezündet hat, und daß durch ihre Schuld die Oberin sechzig Tage und sechzig Nächte krank daniederliegen muß.“

Der Mond erwiderte hierauf: „Das ist stark!“

Annuschka hörte dies Gespräch, lachte laut auf und rief: „Kümmert euch nur nicht um mich! Ich werde schon mein Unterkommen finden, Lumpengesindel ihr!“

Der Mond und die Sterne, die sich so schimpfen hörten, schwiegen ergrimmt still und das Mädchen legte sich auf die andere Seite und schlief ruhig weiter.

Da kam des Weges daher eine alte Frau; die verlor einen ihrer Schuhe, der in dem tiefen Sande der Straße stecken geblieben. Da sie halb blind war, konnte sie den Schuh nicht wiederfinden, so lange sie auch danach herumtastete. Endlich wurde von ihrem vielen Seufzen und Klagen das Mädchen wach. Sie richtete sich auf und erblickte die Alte, wie sie im weichen Sande suchte und wühlte. Sie rief: „Die Alte sucht ihren Schuh; sie sieht nicht

und kann also lange suchen. Ich will hingehen und ihr helfen. Alten Leuten muß man Hülfe leisten!" Und sie ging hin, fand den Schuh und legte ihn der Alten an den Fuß.

„Wie heißt du?" fragte die Alte.

„Ich heiße so wie das Messer heißt, das keine Klinge hat und keinen Griff."

„Das heißt man gar nicht", rief die Alte, „denn das ist nichts."

„So bin ich auch nichts", sagte das Mädchen, „und jetzt geht Euerer Wege, es ist genug geplaudert."

„Hast du so große Geschäfte?"

„Ich gehöre zu einer großen Diebesbande, und muß dem lieben Herrgott heute noch einen ganzen Tag stehlen", erwiderte das Mädchen. „Sagt, wie fange ich's nur recht klug an, daß er nichts merkt? denn ich will den ganzen Tag mit Sonne, Mond und Sternen in den Sack stecken; da soll auch kein Flecken übrig bleiben. Gelt, das ist ein Stück Arbeit!"

„Ich will dir etwas sagen!" hub die Alte wieder an. „Ich sehe schon, du bist ein armes Dirnlein, das da ausgeht zu suchen, wo es etwas findet. Nun, paß auf! Kommst du einmal in Noth, so rufe die Worte: Are-li-pa! da werde ich bei

dir sein und werde dir helfen! Nun wie heißen die Worte?“

„Are-li-pa!“ wiederholte das Mädchen.

„Gut“, sagte die Alte, „wir sehen uns wieder!“ und humpelte davon.

Als sie fort war, rief das Mädchen lachend, einmal ums andere: Are-li-pa! Da stand die Alte wieder da, hob zornig die Krücke auf und rief: „Du liederliche Hummel, was rufst du mich? Hab ich dir nicht gesagt, nur wenn du in großer Noth bist, sollst du das Wort aussprechen?“ Damit ging sie zornig fort.

Als Annuschka wieder allein war, dachte sie darüber nach, was sie jetzt beginnen und wohin sie sich wenden sollte. Ein Weg führte rechts, ein anderer links und einer geradeaus. Sie wählte den letztern. Als sie eine Strecke gegangen war, sah sie einen Mann quer über dem Wege liegen; der war todt, Räuber hatten ihn erschlagen. „Ei du einfältiger Todter“, rief sie, „bald wäre ich über dich gefallen!“ und damit gab sie dem Leichnam einen Stoß mit dem Fuße. Da rief eine Stimme: „Die Todten beleidigt man nicht!“ „Ich kümmere mich so viel um die Todten!“ rief das Mädchen und schlug ein Schnippchen in die Luft.

„Das werden dir die Todten gedenken!“ rief abermals die Stimme.

Jetzt kam das Mädchen an einem Hause vorüber, das stand einsam am Wege und die Fenster waren verhangen, und drinnen waren Spieler und spielten. Als das Mädchen vorüberging, war eben ein großer Lärm darinnen, und es wurde gotteslästerlich geflucht. „Ach, wie diese Vögel gut zwitschern können!“ sagte das Mädchen.

Da kam ein Mann des Wegs daher, der that sehr eilig: es war der Teufel. Er führte die ganze Tasche voll falscher Würfel bei sich, die er unter die Spieler vertheilen wollte. Da das Mädchen ihm im Wege stand, rief er: „Fort aus dem Wege, du Balg!“

„Oho!“ rief Annuschka. „Wer seid Ihr, daß Ihr mich so anlassen dürft?“

„Ich bin der Teufel.“

Da schlug sie abermals ein Schnippchen und rief: „Ich kümmere mich nicht so viel um den Teufel.“

„Das soll dir in der Hölle bezahlt werden!“ rief der Teufel und ging wüthend in das Haus hinein.

Wieder eine Strecke Wegs weiter stand ein Heiligenbild. In dem Augenblicke, als das Mädchen

vorübergehen wollte, rief eine Stimme: „Verrichte deine Andacht vor diesem Bilde!“

„Was ist das?“ fragte das Mädchen, „wer spricht hier?“

„Ich bin die heilige Anna“, sagte das Bild.

Und zum dritten male schlug das Mädchen ein Schnippchen und rief: „Sei wer du willst, ich kümmere mich nicht so viel um dich!“

„Das sollen dir die Heiligen entgelten!“ sagte das Bild.

Im Graben am Wege saßen ein Frosch und eine Eidechse beieinander; die letztere sagte: „Unsere Anna Iwanowna Kalugisch ist doch zu frech und wild! Nicht genug, daß sie die Kronserziehungsanstalt angezündet hat, sie verspottet auch Tod, Teufel und die Heiligen. Das kann kein gutes Ende nehmen.“

„Sicherlich nicht!“ quakte der Frosch. „Aber wenn die Weiber einmal wild sind, so sind sie es zehnmal mehr als wir Männer! Ich war in meiner Jugend auch ein sehr wilder Bursche, und es war mir kein Sumpf zu tief. — Aber was zu viel ist, ist zu viel!“

„Freilich, liebster Vetter!“ sagte die Eidechse, und damit schlüpften beide tiefer ins Gras, denn Annuschka kam dicht an den Graben, drohte mit der

Faust hinein und rief: „Wollt ihr wol stille sein, grüner Unrath ihr! Ich bin wie ich bin, und ihr werdet mich nicht bessern! Habt ihr's verstanden?“

Der Frosch und die Eidechse ließen kein Wort weiter hören.

So hatten die ewigen Gestirne des Himmels, und die Thiere auf der Erde die Annuschka gewarnt; aber sie hatte nicht hören wollen.

Es war Mitternacht, als das Mädchen den Gottesacker vorbeikam, dessen Gitter gerade offen stand, denn der Todtengräber hatte gerade drin etwas zu schaffen gehabt. Da der Mond so hell schien, dachte das Mädchen: du willst doch hineingehen, und dir die Kreuze und Steine besehen. Als sie die Kreuze und Steine genugsam angesehen, wollte sie wieder zurück; aber da kamen die Todten aus den Gräbern, hielten sie zurück und riefen: „Halt! du bleibst hier! Wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu pflücken!“

Und Annuschka mußte bei den Todten bleiben.

Sie mußte ihnen allerlei Dienste verrichten und das war schrecklich genug, denn die Todten sahen fürchterlich aus. Einige waren nur Knochen, andere hatten noch etwas Fleisch an den Beinen, einige aber — und die waren die scheußlichsten — sahen

noch aus gläsernen, starren Augen heraus und waren als wenn sie lebten, lebten aber nicht.

Die einen riefen: „Mach mir mein Bett zurecht! Es liegt sich so hart darin!“ Die andern: „Wecke mich morgen zu guter Stunde, denn ich muß in die Stadt, meine Geschäfte besorgen!“ Einige sogar sagten: „Komm zu mir, lege dich zu mir ins Bett, wir wollen miteinander kosen!“ Du lieber Gott, wie klang das in dem Munde eines Todten.

„Ich will nur thun, was sie begehren“, sagte das Mädchen still für sich, „vielleicht lassen sie mich dann gehen.“ Und sie schüttelte dem einen das harte Ruhekissen etwas locker, dem andern sagte sie um sechs Uhr, er müsse aufstehen, aber er stand nicht auf, und zu dem dritten ging sie, setzte sich zu ihm und erzählte ihm Märchen die ganze Nacht hindurch. Als es Tag war, hatte sie Ruhe, aber sie war wie gebannt, sie konnte nicht fort. In der Nacht ging die Arbeit wieder los. Bald wollte der eine dieses, der andere jenes, und sie winkten und riefen sie überall hin.

„Das wird mir fast zu arg!“ rief sie.

Da kamen ihre sieben Vettern, die sämmtlich todt waren, zu ihr und der eine sagte: „Rücke mir mein Maul zurecht, es sitzt mir ganz schief.“

„Kein Wunder“, rief das Mädchen, „die Würmer haben es zerfressen!“

„Die Würmer? Wie käme ich zu Würmern?“

„Narr, weil du schon seit Monden todt bist und im Grabe liegst!“

Da tobten alle sieben Gerippe, und schlugen auf das Mädchen los und schrien: „Wie darfst du uns das sagen? Wir sollen todt sein, und gerade sind wir in unsern blühendsten und schönsten Jahren! Wir können alle Tage freien, und die schönsten Mädchen sind unser.“

Die Todten aber, wenn sie mit ihren fleischlosen Fäusten schlagen, so ist das viel schrecklicher als wenn ein Lebender einen Lebenden mishandelt. Das mußte jetzt Annuschka erfahren.

Es kam ein alter Herr zu ihr und sagte: „Siehst du, was ich für eine schöne Uhr in der Tasche habe!“ und damit zog er eine häßliche Kröte zwischen den Rippen hervor.

„Geht!“ rief das Mädchen, „das ist ja eine Kröte!“

„Eine Kröte? Wie käme ich zu einer Kröte, du Unart!“

„O Alterchen, weil Ihr todt seid und bereits ein Jahr im Grabe liegt!“

Da wurde das Gespenst überaus boshaft, und indem es mit den Armen und Fäusten auf das arme Kind loshämmerte, rief es: „Ich todt? Warte nur — ich todt? es ist keiner so frischen Lebens wie ich. Komm, gib mir sogleich einen Kuß.“

Um alles in der Welt willen hätte das Mädchen das nicht gethan; sie lief fort und verkroch sich unter einem Steine, sodaß die Todten, die wieder alle hinter ihr drein waren, sie nicht finden konnten.

So vergingen sieben Tage und sieben Nächte, da riß dem Mädchen die Geduld und sie seufzte: „Ach wenn ich doch die Alte hier hätte! Aber ich habe das Wort vergessen, das ich mir merken sollte. Wer mir nur das Wort sagte!“ Da flog zufällig eine Drossel vorbei, und ihr Gesang klag: Wa-waling — Wa-wa-ling! — „Nicht so!“ rief Annuschka, „aber ähnlich: Are-li-pa! So hieß es.“

Und im Augenblick stand die Alte bei ihr.

„Nun was gibt's?“ fragte diese.

Als das Mädchen ihre Noth geklagt, sagte die Alte: „Du kannst noch Jahre lang hier aushalten; die Todten werden dich nicht fortlassen, wenn du nicht ihren Willen thust.“

„Was soll's denn?“ rief das Mädchen; „ich

mache ihnen ja ihr Lager zurecht, ich singe ihnen Märchen vor, ja ich habe sogar einem von ihnen, der kein Hemd hatte, eins von meinen ganz neuen gegeben!“

„Das ist's nicht!“ entgegnete das Mütterchen, „du versiehst es dabei in einem Stücke!“

„Und das ist?“

„Du sagst ihnen, daß sie Todte sind. Die Todten wollen aber nichts davon wissen, daß sie todt sind. Man muß ihnen gerade so schmeicheln wie den Lebendigen.“

„Ich will's mir merken!“ Und die Alte ging.

Nachts um die zwölfte Stunde kamen sie alle wieder aus ihren Gräbern. Den sieben Vettern sagte das Mädchen, sie wären junge, rüstige Bursche, und sie sollten nur aufs Freien gehen; es könnte ihnen gar nicht fehlen, ihre Lippen wären frisch wie die Kirschen und ihre Wangen wie der Vollmond so rund. Da lachten die Todten und sagten: „Man sieht, du hast einen guten Geschmack. Hier hast du ein Stück Geld, und geh deiner Wege, wir haben deiner nicht mehr nöthig!“ Und Annuschka empfing von jedem ein altes Geldstück in einem Stück vermoderter Lumpen eingewickelt. Dem alten Herrn sagte sie: „Wer wie Ihr eine so schöne Uhr

hat, der kann lachen! Ueberhaupt Ihr seid so frisch und rüstig, Ihr könnt noch hundert Jahre leben!"

„Das ist wol möglich!" sagte der alte Herr, und lachte, daß der nackte Schädel ihm auf den Schultern wackelte. Dabei gab er dem Mädchen ebenfalls ein Stück Geld und hieß sie gehen. Ebenso machten es die andern Todten und Annuschka konnte nunmehr den Kirchhof verlassen. Sie lief was sie laufen konnte, und erst als sie sich überzeugt hatte, daß niemand ihr folgte, setzte sie sich am Wege nieder und ruhte aus.

Zwei Tage und zwei Nächte war Annuschka gelaufen, da war sie sehr müde und ihre Füße schmerzten sie; da sah sie einen Wagen gar schnell auf sich zufahren, drin saß ein Mann, der hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt, und zwei andere Männer saßen auf dem Bocke und kutschirten ihn. „Ach liebe Herren", rief sie den Kutschern zu, „könnt ihr mich nicht hinten aufsitzen lassen?"

„Recht gern!" Und das Mädchen schwang sich hinten auf. „Wohin fahrt ihr?" fragte sie, und die Antwort lautete: „Wir bringen den Zaren Iwan Wasiljewitsch, den Schrecklichen, in die Hölle!" Wie gern wäre sie jetzt wieder hinabgesprungen vom Wagen, aber der ging so schnell, daß sie es nicht

konnte! So fuhr sie denn mit Iwan Wasiljewitsch, dem Schrecklichen, in die Hölle.

Den Eingang der Hölle bildete ein großes, weites Thor, überall mit feurigen Backsteinen ausgeschlagen, und es wehte so heiß daraus hervor, daß man zu ersticken fürchten mußte. Dennoch ging es holter und polter hinein, daß die Wagenräder ächzten. Darauf wurde das Thor zugeschlossen.

Nun saß sie in der Hölle.

Die Teufel ließen sie nicht hinaus, denn sie sagten: „Wir haben mit dir noch ein Hühnchen zu pflücken! Du bist das wilde Mädchen, und du bist uns schon gut empfohlen worden!"

Wegen der großen Hitze legte sie ihren gelben Rock weg, und alle ihre Hemden bis auf eins, das sie anbehielt. Und nun sagte sie: „Was soll ich thun?"

„Das wollen wir dir sagen. Du sollst sieben Eier hart kochen für des Teufels Großmutter zum Frühstück."

„Nichts mehr?" rief das Mädchen lachend. „Das soll mir ein Leichtes sein!" Und zu sich sagte sie: „Die alte Frau will ihr Frühstück gut bereitet haben; da hat sie recht, daß sie es einer gewissenhaften Person anvertraut, und nicht einem solchen Flegel,

der immerdar in Flammen steht. Paßt auf, ich verstehe Eier zu kochen, das ist das Einzige, was ich in meiner Aeltern Hause gelernt habe." Und damit setzte sie sich hin an den Kessel und fing an, die Eier zu kochen.

Aber die sieben Eier wurden nicht hart.

„Wo bleiben meine Eier?" schrie die alte Frau.

Annuschka fühlte es kalt und heiß den Rücken überlaufen; sie wußte, es war mit der Alten nicht zu spaßen, wie sie zu Zeiten mit der Oberin der Kronserziehungsanstalt gespaßt hatte. Der Teufel kam selbst in die Küche und fragte grimmig: „Warum bringst du nicht die Eier für meine Großmutter?"

„Gnädigster Herr, weil sie nicht hart werden wollen!"

„Dafür sollst du sieben Tage selbst im harten Feuer sitzen!" Und man brachte das arme Mädchen in einen Ofen, worin sie unbeschreibliche Pein litt, und zuletzt so braun anlief wie die braune Brotrinde. Als man sie wieder hinausließ, sagte man ihr: „Nun koche die Eier!" Aber die Eier wurden nicht hart und wurden nicht hart. Und die Teufel kamen alle und riefen: „Seht, das wilde Mädchen, nun wird sie schon zahm werden!" Und nochmals sieben Tage mußte sie an das harte Feuer. Da rief sie in ihrer

Noth einmal ums andere: Are-li-pa!" Und die Alte war da. Als ihr das Mädchen ihren Jammer erzählte, sagte jene: „Kind, du kannst noch siebenmal sieben Jahre in der Hölle sitzen, und die Eier wirst du nicht hart bekommen, wenn du's nicht machst so wie ich's dir sagen werde! In den Kohlen, über denen dein Kessel steht, sitzt ein kleiner Teufel, kaum so groß wie eine Erbse; er ist hellgrün von Farbe und sitzt zusammengekauert, weil ihn immerdar friert. Sieben Millionen Jahre ist er bereits in der Hölle, und er kann sich nicht erwärmen. Wo er sich hin verliert, da hat das stärkste Feuer keine Macht, nur daß man ihn nicht immer zu finden weiß; denn, wie gesagt, er ist so winzig klein und verkriecht sich immer in die Kohlen, weil er da am ehesten sich zu erwärmen hofft. Nimm ihn heraus, und du wirst sehen, die Eier werden alsobald hart, Und dann nimm dich auch in Acht, die Zahl drei auszusprechen. Man hört sie nicht gern in der Hölle, und du könntest dir damit wieder Unannehmlichkeit machen. Nun lebe wohl!" Damit verschwand die Alte und Annuschka eilte sogleich zu thun, wie ihr angerathen worden.

Sie suchte emsig in den Kohlen, unter dem Kessel, und endlich entdeckte sie den Teufel, der mitten

in der entsetzlichen Glut vor Frost klapperte und die Beine hoch hinaufgezogen, zusammengekauert dasaß. Mit einer Zange faßte sie ihn und warf ihn aus dem Fenster der Hölle ins Meer. Da fiel er hinein, und von diesem Augenblicke gefror das ganze Meer, und heißt von daher das Eismeer. Und das Eis thaut nicht auf, solange die kleine grüne Erbse auf dem Grunde desselben liegt.

Jetzt wurden die Eier hart, und die Großmutter verzehrte sie mit vielem Appetit, und schenkte dem Mädchen einen harten Thaler. Sie hieß sie zugleich gehen, denn nun war ihr Dienst nicht mehr nöthig; die Eier wurden hart, auch wenn ein anderer sie kochte. Annuschka wollte aber nicht ohne ihren gelben Rock und ihre Hemden aus der Hölle gehen. „Ich weiß, daß ich noch drei Hemden übrig hatte, als ich herkam!" rief sie, aber kaum hatte sie das Wort „drei" ausgesprochen, so entstand ein solcher Lärm um sie, und alle Teufel hoben ihre Fäuste auf, daß sie geschwind machte daß sie aus dem Thore entschlüpfte, sonst hätte man sie in tausend Stücke zerrissen. So verlor sie denn ihren Rock und ihre Hemden, aber sie war aus der Hölle erlöst.

Sie setzte sich auf einen Stein am Wege und

rief: „Aber wild bin ich, wild werde ich bleiben! So zwingt man mich nicht!“ dabei fiel sie um, denn ihre Schmerzen und ihre Wunden ließen sie nicht länger aufrecht sitzen.

Dem heiligen Patriarchen und apostelgleichen Kirchenfürsten Nikon macht der Märchenerzähler seine Reverenz!

Er macht seine Reverenz dem heiligen Athanasius, dem Märtyrer!

Den heiligen Nikolaus Borosius bittet er — jetzt da er von den Heiligen sprechen will — ihm die würdigen Ausdrücke und Reden in den Mund zu legen!

Auch das wunderthätige Bild zu Kasan bittet er um seine Fürsprache!

Als das Mädchen so zerschlagen und ohnmächtig am Wege lag, ging in menschlicher Gestalt eines jener gebenedeiten Weiber vorüber, die mit dem Lächeln ihres rosigen Mundes die Verdammten aus der Hölle ziehen können. Sie sah die tiefe Schmach und Verirrung des wilden Mädchens, hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und schwebte mit ihr zum Himmel hinan.

Ach wie erschrak das wilde Mädchen, als sie sich ihrer Schuld bewußt war, als sie die saphirenen

Gewölbe des Himmelshauses vor sich sah, und die diamantenen Säulen ihr in die Augen blitzten! „Wie wird es mir hier ergehen!“ seufzte sie einmal übers andere. „Wie wird es mir hier ergehen! Ich habe nichts um meine Blöße zu decken; wie kann ich's wagen, vor das Antlitz der ewig Reinen zu treten, die ich beleidigt habe.“

Da wurde ihr ein helles, weißes Gewand umgelegt.

Und unsichtbare Hände kamen und bedienten sie, und ihre Wunden wurden gewaschen und gesalbt, und ihre häßlichen Narben mit heilenden Kräutern zugedeckt. Als sie aufstand, war sie jung und ohne Schmerzen.

Und um sie her tönten Harfen und Flöten.

Und lieblicher Schein floß von dem Gewölbe nieder, das das Allerheiligste verbarg.

Da ging ein scharfes Schwert durch das Herz des wilden Mädchens, und sie rief: „O hört auf mit euerer Güte! Schlagt mich, verstoßt mich — denn das hab' ich verdient.“

Aber immer süßer wurde das Klingen.

Immer wonnereicher der Schein!

Und eine Stimme rief: „So strafen die Heiligen.“ „O — Oh — Oh!“ rief das wilde Mäd-

chen, „mein Herz bricht!" Und sie fiel auf ihr Antlitz und sie wand sich wie ein Wurm im Staube. „Gebt daß ich euere Fuße küsse!" schrie sie; „daß ich den Staub von euern Füßen küsse!"

Da that sich die Wolke auf, und wie Millionen Rosenblätter flogen Morgenstrahlen in den Himmel, und aus dem Glanze trat die heilige Anna hervor. Die Heilige sagte: „Ich sah dein Herz, und sah daß es nicht ganz verloren war; ich prüfte dich in der Gestalt der alten Bettlerin, und du erwiesest mir eine geringe, aber doch mildthätige That. Diese eine geringe That hat dich gerettet. So wenig gehört dazu, auf daß unser Herz den Sterblichen zugeneigt werde! Wo nur ein Senfkorn Güte verborgen liegt, da verdrießt uns nicht die Mühe, ganze Berge zu durchgraben, um dazu zu gelangen. Auf, auf und wandle noch weiter auf Erden! dein Trotz ist gebrochen, deine Wildheit ist gezähmt!"

Und als sie das gesprochen, verschwand sie. Das Mädchen erwachte wie aus tiefem Schlafe, auf der Schwelle ihres älterlichen Hauses liegend. Da ging sie hinein und das erste Wort, das sie sprach, war: „Laßt mich meinen alten Vater und meine Mutter pflegen, das ist meine Pflicht!"

Die Dienerschaft war erstaunt und fragte sich

untereinander: „Wie kommt unser Fräulein zu so sanfter Rede? Was ist mit ihr geschehen? Und wie geht sie leise umher, und wie ist sie säuberlich gekleidet, und noch hat sie niemand gestoßen, und niemand aus dem Wege gedrängt! Was ist nur das?“

Annuschka that aber als hörte sie dieses nicht. Sie ging an das Sterbebett ihres Vaters und empfing dessen Segen, dann auch den Segen der Mutter. Als sie den beiden Alten die Augen zugedrückt, nahm sie ihr Erbe und baute damit das Haus der Oberin wieder auf, und ging dann zu ihr und sagte: „Laßt mich Euere Hände küssen und nehmt mich jetzt wieder auf; „ich will folgsam sein und Euch dienen wie nur eine Magd es kann.“

Und die erstaunte Frau that, wie das Mädchen es verlangte.

Und das Mädchen wurde 80 Jahre alt und drei Monate, und war ein Muster der Milde, Sanftmuth und aller weiblichen Tugenden.

O ihr Töchter der Erde, wandelt ihr nach!

Dem Märchenerzähler jedoch, dem wünscht, daß er ein Weib bekomme diesem ähnlich.

Das Seltsame in dieser Erzählung ist das Anrufen der Heiligen, als von einer heiligen Sache

der Bekehrung des Mädchens die Rede ist. Etwas Aehnliches finden wir in altdeutschen Sagen, besonders solchen, die in Legendenform auslaufen.

Herr von Sievers war krank aus Amerika heimgekommen und brauchte in Berlin eine Wassercur, die er auf das strengste für sich nutzte. Abends, wenn wir am traulichen Tische beisammensaßen, verließ er uns um die achte Stunde, um sich in seine nassen Tücher wickeln zu lassen. Für einen jungen Mann eine seltene Gewissenhaftigkeit, die wir öfters, wiewol immer vergeblich, zu erschüttern versuchten. Diese Gewissenhaftigkeit wurde auch in andern Dingen von ihm auf das eigensinnigste beobachtet; in seinen Arbeiten, seinen Papieren, ja sogar in seinen Erinnerungen, die er sorgsam ordnete, sichtete und zusammenstellte zu eigenem Gebrauch. Ich habe selten eine Natur gefunden, die wie die seine mit trefflichen Anlagen geboren, Arbeit und Fleiß, durch Treue und Ordnung, sowie die genaueste Gewissenhaftigkeit im Verkehr mit seinen Bekannten und Freunden vereinigte. Durch ihn aufgemuntert, entschlossen sich so manche, bisher unbeachtete Talente, mit ihren Productionen ans Licht zu treten und um den Beifall der Kenner zu buhlen. Man erkannte aus seiner Sammlung vaterländischer Dichter,

wie schöne Blüten das Vaterland beherbergte; es fehlte nur bei der Entfernung vom allgemeinen deutschen Vaterlande an Gelegenheit für diese Dichter, bekannt zu werden. Diese Gelegenheit bot nun Sievers. Seine eigenen Schöpfungen, die an Werth voranstehen, ließ er in bescheidener Weise zurücktreten und ordnete sie denen seiner Freunde unter. Das Buch kam, gut ausgestattet, in Berlin in der Schröder'schen Buchhandlung heraus, und hatte nur den einzigen Fehler, daß es zu einem zu großen Umfange angeschwollen war. Eine zweite Sammlung hatte zum Zwecke, für die verwundeten russischen Krieger im Kaukasus zu dienen; es enthielt demnach Schilderungen, die auf diesen Zweck Bezug hatten. Seine amerikanische Reise soll noch erscheinen, und Kenner sind darauf gespannt. Als ich ihn in Dresden wiedersah, war er munter und wohl, ging aber dennoch nach Ilmenau, um die Wasserheilanstalt zu besuchen.

5.

Es war an einem Novemberabend 1849, als ich am Theetische bei Fräulein S— weilend, einen kleinen Kreis von Freunden dort zusammenfand, die sich auf die munterste Weise über Tagesneuigkeiten besprachen. Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagen's, sah mich in einem Briefe lesen und fragte scherzend, von wem ein so wichtiges Schreiben komme, das mich für die Gesellschaft unbrauchbar machte. „Ich weiß wirklich nicht", entgegnete ich ihr, „was ich Ihnen sagen soll. Es ist ein Brief, den ich heute erhalten habe, der aber so undeutlich geschrieben ist, daß ich, obgleich ich immer von neuem wieder ansetze, doch nicht über den Anfang hinauskomme. Die Unterschrift kann ich nun gar nicht lesen, und es bleibt für mich ein Geheimniß, wer die Dame ist, die sich so freundlich für mich interessirt, und sogar mich kennen zu lernen wünscht."

„Ach", rief Ludmilla, „also so viel haben Sie doch herausgebracht?"

„Errathen“, entgegnete ich.

„Zeigen Sie, ich bin nicht unglücklich im Dechiffriren unleserlicher Hände.“

Ich gab ihr den Brief hin. Sie begann, an der Unterschrift sich zu üben, allein diese Uebung fiel schlecht aus: sie errieth ebenfalls nicht, was die seltsam verschlungenen Arabesken zu bedeuten hatten, die die Namensunterschrift zu Ende des Briefes bezeichnete, oder ersetzten. Endlich rief Frau von T—, die die Handschrift von ferne sah: „Ach, das ist ja meine gute alte Freundin, die Frau von W—! Hat sie an Sie geschrieben? Ei wie seltsam, ohne mir auch nur ein Wort von diesem ihrem Plane zu sagen. Lassen Sie doch sehen! Der Brief wird wol kein Geheimniß enthalten. Sie ist berühmt wegen der schönen, ausdrucksvollen und lebendigen Briefe, die sie zu schreiben versteht. Uebrigens können Sie sich's zur besondern Ehre anrechnen, daß die originelle, geistreiche alte Frau sich an Sie gewendet hat.“

„So hab' ich also endlich einen Interpretator gefunden!“ rief ich freudig. „Das Räthsel wird gelöst. Also eine Frau von W— ist's.“

„Zeigen Sie, wir wollen alle wissen, was sie schreibt.“

Der Brief wurde vorgelesen. Er enthielt die

freundliche Aufforderung, eine alte Frau zu besuchen, die in der Einsamkeit lebend, keine andere Mittel wußte, sich mit der Welt und ihren Absichten auf dieselbe verständlich zu machen, als eben durch die Feder. Sie gestand ein, daß sie vor einigen Tagen ein Buch gelesen, das ihr ganz besonders gut gefallen habe, so gut, daß sie daraus den Wunsch habe aufsteigen fühlen, den Mann, der das geschrieben, kennen zu lernen. Läge die Befriedigung dieses Wunsches nicht in meinem Interesse, so sollte ich thun, als wäre er gar nicht mir bekannt geworden; eine alte Frau wäre daran gewöhnt, daß sie so manches sich versagen müßte, es würde auch hier dasselbe sein, und die Sache wenig auf sich haben.

„Gestehen Sie", rief ich den Damen zu, „daß der Schluß etwas Auffälliges hat, beinahe Beleidigendes."

„Ja, so ist sie!" rief Frau von T—. „Mit der liebenswürdigsten Manier kann sie einem einen coup de patte geben, den der Empfänger fühlt. Aber fahren Sie zu ihr; Sie werden eine der wenigen interessanten Persönlichkeiten finden, die uns noch aus alten Tagen übrig bleiben. Sie war unter dem vorigen Könige eine sehr einflußreiche Dame, die ihm manches, was der Herr sonst nicht gern hörte,

in der besten, heitersten Weise beizubringen wußte. Sagen Sie das der Frau von W—, hieß es oft; wenn sie sich der Sache annimmt, so ist's so gut als wäre sie durchgesetzt! Und Frau von W— war die willkommene Dolmetscherin und Erklärerin so mancher zarten Herzenssache, so mancher Intrigue."

„Sie wohnt in Charlottenburg", sagte ich. „Soeben lese ich dieses am Eingang des Briefes."

„Dahin hat sie sich bei der Verheirathung ihrer ältesten Tochter, die dort gestorben ist, zurückgezogen!" erklärte eine andere Dame. „Früher hat sie hier in Berlin gewohnt und ein Haus gemacht. Haben Sie denn nie von ihr sprechen gehört?"

Ich verneinte dies.

„Fahren Sie zu ihr. Lassen Sie sich unter keiner Bedingung eine so anziehende Bekanntschaft nehmen", rief Frau von T—. „Eine solche alte Dame finden Sie nicht wieder, Sie mögen suchen soviel Sie wollen."

Diesem Rathe folgte ich. Ein junger Verwandter von ihr, ein Ulanenoffizier, miethete einen Wagen und so fuhren wir eines Abends nach Charlottenburg. Wir kamen an und wurden auf das beste empfangen. Die alte Dame kam mir entgegen, dankte mir für die Erfüllung ihres Wun-

sches, ich wurde ein paar Bekannten vorgestellt und mit der Tochter bekannt gemacht. Die Unterhaltung war etwas einsilbig. Das Souper, das darauf folgte, war auch nicht viel gesprächiger, und ich schied, nicht angenehm und nicht unangenehm berührt. Von der Originalität der alten Dame hatte ich nicht viel zu hören bekommen, sie war einsilbig und schien mehr beobachtend als selbst thätig; die Herren trugen die Last der Unterhaltung. Ich berichtete in dem Kreise der Fräulein S— von diesem Empfang, und vernahm, daß dieses der gewöhnliche erste Eindruck sei, daß ich mich nicht abschrecken lassen und den Besuch baldigst erneuen sollte. Frau von T— fragte mich neugierig, wie mir Frau von W— gefallen. Ich erwiderte, sie hätte ein bedeutendes Gesicht, hätte die Formen einer alten Norne, und es würde mich gar nicht wundern, wenn sie mir im Traume erschiene als Meg Merillis mit ihrem Runenstabe. Uebrigens sähe man, daß sie eine schöne Frau gewesen und daß sie es eigentlich noch war, wenn man die Schönheit der menschlichen Gesichtsbildung in der Bedeutsamkeit seiner architektonischen Formen und Linien suche. Das war alles, was ich von diesem ersten Besuche mit nach Hause nahm.

Der zweite folgte erst sehr viel später. Es hatte

sich allerlei dazwischengeschoben; ich hatte Charlottenburg und meine neue Bekanntschaft fast vergessen, wenigstens war sie in den Hintergrund getreten vor neuen Erscheinungen und Bekanntschaften. Bei dem zweiten Besuch, den ich am Vormittag abstattete, fand ich die beiden Damen, Mutter und Tochter, allein, und da erfreute mich schon dieses trauliche liebevolle Wesen, das sie gegeneinander behaupteten, und die Mutter, die jetzt frei sprach und ohne Rückhalt sich über einige Personen unserer beiderseitigen Bekanntschaft äußerte, machte mich staunen über ihr richtiges Urtheil, über ihre Kenntniß der Menschen und Dinge. Sie trug ihre Ansichten mit gesundem Humor und mit Witz vor, sodaß ich sah, eine solche Weise müsse gerade einem Manne, wie Friedrich Wilhelm III. war, gefallen haben. Nichts an ihr war herkömmlich, wie bei andern alten Frauen, sie war so originell frisch, so, ich möchte sagen, muthwillig heiter, daß ihr Gespräch mich fesselte und ich lange über die bestimmte eine Stunde blieb, und wie ich wegging, mir die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen. „Kommen Sie, wenn Sie wollen“, erwiderte sie freundlich zutraulich, „Sie werden mich immer auf dem Platze finden. Eine alte Frau wie ich geht nicht mehr aus.“

Auf diese Aufforderung kam ich nun öfters, zur Theestunde, wo ich stets beide Damen, selten noch jemand drittes zusammenfand, am Vormittag, wo sie mich öfters allein annahm. Ich kann nicht sagen, welch einen Zauber ich hier empfing, welch eine Welt des Besondern und Eigenthümlichen mir sich hier öffnete, wie ich die alte Dame, in ihren Sonderbarkeiten, in ihrem kräftigen männlichen Wesen, das doch dabei mit echt weiblicher, liebevoller Empfänglichkeit gepaart war, vor mir sitzen sah und während ihre Nadel beschäftigt war, die schönsten Blumen in Wolle zu sticken, das lebendige Wort ihren Lippen entschlüpfte, das immer das Richtige traf und sagte. Dabei gewannen ihre Züge, die mich früher hart und steinern angesprochen, einen Zug unendlicher Liebe und des schönsten Vertrauens. Ihre Kleidung war die größte Einfachheit selbst, völlig ohne allen modischen Schmuck, aber auf das äußerste sauber. Das ergraute Haar war unter einer vielfach gefältelten Krause versteckt, die ziemlich tief in die Stirn reichte, über der weißen Haube befand sich für gewöhnlich noch eine schwarze, taffetne. Bei festlichen Gelegenheiten legte sie noch einen schwarzen Schleier darüber, der dann unters Kinn zusammengeknüpft wurde. Ein weißer Kragen und eine schwarze

Mantille schlossen sich daran, ein einfacher Rock beschloß den Anzug. Nichts von Puffen und wattirtem Ueberwurf, nichts von besondern Aermeln, modern zugeschnitten, endlich nichts von falschem Haar und sonstigen Toilettenkünsten, mit denen Frauen, die das Alter scheuen, sich eine erlogene Jugend festzuhalten streben. Die prächtige gute Alte war ganz so, wie ich mir stets eine würdige Matrone gedacht habe, in der Einfachheit wahr und natürlich, in der Herzlichkeit offen und ehrlich. — Dabei erinnerte mich ein Zug im Gesichte an meine eigene Mutter, sodaß ich mir kein größeres Glück denken konnte, als die mütterliche Liebe dieser seltenen Frau mir zugesichert zu sehen.

Sie bekümmerte sich, als wir näher bekannt wurden, um meine kleinen häuslichen Erfordernisse, sie gab mir Rath, und wenn wir eben über Menschen und Situationen so ernst und so erschöpfend gesprochen hatten, wie es das Thema erforderte, so kam sie mit einer heitern Wendung auf meine Angelegenheiten und da war sie ganz die vorsorgliche, praktische Frau, die nichts außer Acht läßt, die über alles nachgedacht, es selbst besorgt, unter ihrer Anleitung hatte besorgen lassen, und die, mit einem Worte zu sagen, immer auf dem Platze war, und sich über nichts

täuschen ließ. Da sie eine vornehme Frau war, stets in der großen Welt gelebt hatte, so war dieses besonders auffallend. Sie wußte über Küchen- und Wirthschaftsgegenstände mit dem richtigsten Ermessen zu walten, ihre Vorrathskammer enthielt in weitester Ausdehnung die kostbarsten Producte wie die einfachsten, alle unter ihrer Leitung zubereitet, in saubern Gläsern und Flaschen eingepackt, und es war ihr Stolz, wenn ich diese Schätze musterte und schätzte. „Sehen Sie, lieber Sternberg", sagte sie bei solchen Gelegenheiten, „alle diese Dinge, an und für sich unbedeutend, erlangen ihren Werth, wenn man sich selbst mit ihnen beschäftigt hat und ihre eigentliche Natur kennen gelernt. Dieses Gläschen mit sauern Gurken habe ich sechsmal nmkochen lassen, ehe ich die rechte Art hervorbrachte, die gerade diese Früchte haben wollen, um sich als schmackhafte Bissen zu präsentiren. Was man so gewöhnlich findet, ist grobe Waare, dem Zufall und der engen Küchenkenntniß ihrer Bereiter überlassen." Dabei war die Frau die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit selbst; sie selbst aß nur wenig; es war alles für ihre Freunde, die sie besuchten, und denen sie oft ganze Körbe von ihren Schätzen mitgab. Dieser Topf, dieses Glas, diese Schachtel ist von Frau von W—! galt in dem

ganzen Kreise ihrer Bekanntschaft als ein unantastbares Zeichen der Vortrefflichkeit der Waare.

Ihre frühern Schicksale waren, wenn auch nicht auffallend, doch ungewöhnlich, sie bezeichnen so ganz den Gang, den diese eigenthümliche Natur zu gehen bestimmt war. Ihr Vater war preußischer Legationsrath in Portugal und verlebte gerade das merkwürdige Erdbeben, das halb Lissabon in Trümmer legte. Seine Rettung war mit besondern Umständen verknüpft, die eine genauere Freundschaft mit einer portugiesischen Familie zur Folge hatten, von der er zum Angedenken einen großen Rauchtopas, von der Größe eines Taubeneies, zum Geschenk erhielt. Dieser Stein ist noch in der Familie und wird besonders geschätzt. Der mehr als wohlhabende Mann, der für reich gelten konnte, hatte nur eine Tochter, die er fast männlich in Entbehrungen und mit der Natur in engster Vertrautheit erzog. Der „Emil" des Rousseau mochte hier wol unbewußt zum Vorbild gelten. Die Erziehungsmethode fiel gut aus. Das kleine Mädchen emancipirte sich von ihrer Gouvernante, strich öfters allein in den Umgebungen des Guts umher, und brachte gelegentlich auch wol eine Nacht im Freien zu, auf einem Heubündel gebettet. Der Vater, in seinen Geschäften, kümmerte sich wenig um

die Kleine, die rasch und kräftig emporwuchs und den andern Mädchen ihrer Bekanntschaft als Vorbild diente. Als sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, legte sie selbst Hand an ihre praktische Ausbildung; das heißt, sie that sich in die Lehre zu einer Hausfrau und Wirthin und hier stand sie selbst dabei, wenn geschlachtet wurde, lernte den Schlächtern, Bäckern, Köchen ihre Kunstgriffe ab, und war nichts als eine eifrige Wirthin. Der Vater, der sie gewähren ließ, hatte nur immer nöthig zu erinnern, daß die Geistesbildung nicht dabei zurückbleibe. Als die Jahre dahin waren, wo sie der Landwirthschaft und den praktischen Vorkenntnissen, die eine künftige Hausfrau und Wirthin wissen mußte, ihren Tribut abgetragen, trat sie als hübsches, schlankes, kluges und artiges Mädchen in die Gesellschaftssäle. Ihre freie Offenheit, die Kühnheit, mit der sie sich ausdrückte, das Gefühl von Selbstbewußtsein, zogen viele Bewunderer und Freunde heran. Dabei lockte auch die volle Börse des schönen Kindes. Ein Herr vom Adel bewarb sich um sie, sie war ihm gut, aber doch nicht so sehr, daß sie nicht forschte was er treibe, womit er sich beschäftige, und als sie hörte, daß er künftig nur von ihrem Gelde behaglich leben wollte, hatte sie den Muth, ihm aufzusagen. Diese

kecke That wurde bekannt, der Herr wurde verspottet und das Mädchen gerühmt. Ueberall hatte man von dem seltenen Naturkinde gehört; jedermann wollte das achtzehnjährige Wundermädchen sehen, sie bekam Freundschaftsanträge, Liebesbewerbungen, denen sie in ihrer Weise genügte. Es kam zu keiner Verbindung. Der Vater wurde diplomatisch benutzt, er verließ Berlin um Reisen zu machen, unterdessen blieb die Tochter bei ihrer Gouvernante, als Genossin einer hochachtbaren Familie, mit deren Töchtern sie in Gesellschaften erschien. Das damalige Berlin war nicht so excentrisch, so verwöhnt, so von Luxus eingenommen, wie es heutzutage ist, es konnte also nicht auffallen, mitten unter den geschmückten jungen Schönheiten dieses Mädchen der Natur zu finden, die ihr schönes Haar frei in Locken auf die Schultern fallen ließ, die nichts von Putzstücken an sich trug als eine schöne Schnalle, mit der das große, blaue Gürtelband, das ihre Taille umschloß, festgehalten wurde. So besuchte sie Theater, Soiréen, Bälle, Concerte mit ihren Freundinnen, zuweilen auch allein mit der Gouvernante. Es konnte nicht fehlen, es mußte bald ein neuer ernstlicher Antrag kommen, und diesmal war das kluge Mädchen nicht klug, sie griff zu, wo sie früher, als der Gegenstand nicht so reizend

war, erst lange geprüft und zuletzt verworfen hatte. Der junge Mann, der sehr schön war und dabei ein dichterisches Talent besaß, hieß Herr von Kleist, ein Vetter von jenem berühmten Dichter Heinrich von Kleist. Herr von Kleist, der selbst ohne Vermögen war, sah sich vom Glück begünstigt, mit einem Schlage eine schöne junge Frau und ein bedeutendes Vermögen zu bekommen. Seine Freunde wünschten ihm Glück, riethen ihm aber an, die Residenz zu verlassen und seinen Schatz in Sicherheit zu bringen, da er wahrscheinlich viele Neider haben würde. Er kaufte mit dem Gelde seiner Frau ein hübsches Besitzthum und richtete sich darauf mit großer Behaglichkeit ein. Jahre des Glücks und der schönsten Eintracht vergingen dem verbundenen Paare. Außer einigen Anfällen von Eifersucht, die besonders bei einem Besuche der berühmten Frau von Staël rege wurden, die es darauf anlegte, den jungen Ehemann an sich zu fesseln, legte ihm seine Frau kein störendes Motiv in den Weg, er ihr aber so manches. Die Bewirthschaftung des Guts erwies sich als planlos und leichtfertig. Große Summen wurden verschleudert, und die junge Frau sah ihr Besitzthum schwinden. Sie legte den liebenswerthen Verschwender leichte Hindernisse in den Weg, sie besorgte verständige Ver-

walter, welche wieder gut machen sollten, was der Herr verdorben; alles vergebens. Die Verwalter wurden abgeschafft und ein einziges Wort des geliebten Mannes, eine Versicherung, ein Schwur und die beglückte Bethörte wandelte auf ihrer Bahn weiter. Endlich wurde das Gut mit mäßigem Schaden verkauft und man war im Begriff ein neues zu erhandeln, als Herr von Kleist erkrankte und starb. Die Ehe hatte nur wenige Jahre gedauert, sie war schön und heiter gewesen, aber sie hatte auch die Hälfte des Reichthums der Frau dahingenommen. Mit einer Tochter, ein Sohn war schon früher gestorben, zog sich die junge Witwe nach Berlin zurück.

Ein neuer Heirathsantrag zerschlug sich. Frau von Kleist erklärte, sie werde nicht wieder heirathen. Einer streng sittlichen Frau, wofür sie in ihrem Freundeskreise bekannt war, stand dieser Widerwille gegen die Heirath besonders seltsam an. Sie war eine junge Witwe von noch nicht voll dreiundzwanzig Jahren. Ihre ursprüngliche Schönheit hatte sich entfaltet, und war sie bereits früher von den Kennern der Reize einer wohlgebildeten Frau beachtet worden, so eilte man jetzt Bilder von ihr zu besitzen, denn sie galt für eine Schönheit des Tags. Herr von Kleist hatte

ein Büchelchen herausgegeben, worin er sich und sie in der idyllischen Mode der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte darstellen lassen, wie sie mit ihrem Kinde in einer Laube saßen. Das Gedicht, das diesem Bilde zugegeben war, pries die ländlichen Reize des Lebens in der freien Natur und das Glück gefühlvoller Herzenseinigkeit. Das Büchelchen machte die Runde im Bekanntenkreise, und manche gefeierte Schönheit pries mit einem erstickten Seufzer das Glück, neben einem so hübschen jungen Manne zu sitzen, fern von dem neckischen Treiben und den buhlerischen Launen der Glücksgöttin.

Herr von W—, ein mecklenburgischer Edelmann, von altem Adel, ein rechtlicher, achtungswerther und dabei reicher Mann, trat unter den Kreis der Verehrer der Witwe. Sie wählte ihn. An seiner Seite war ihr Leben nun ein völlig verschiedenes von ihrem frühern. Hier befand sie sich neben einem praktischen, lebenserfahrenen Manne, der weit entfernt durch dichterische Träumereien den Rest ihrer Habe zu gefährden, diese schützte und durch zweckmäßige Verwerthung wieder zu einem beachtenswerthen Umfange anschwellte. Mit ihm in Mecklenburg auf dem Lande lebend, überstand sie die bösen Kriegsjahre, die Napoleon über Europa brachte, und mit bewunderungswürdigem

Muthe sah man sie handeln und das Richtige ergreifen, während der Gemahl von dem Gute abwesend, seinen sonstigen Geschäften oblag. Die französischen Offiziere erkannten ihre praktischen Maßregeln an, und manches Unheil wurde von dem Besitzthum abgewendet. Als die Kinder, vier an der Zahl, emporwuchsen, trennte sie sich von ihrem Manne, der auf dem Gute zurückblieb, und wählte Berlin zu ihrem Aufenthaltsorte. Hier sah sie sich nach tüchtigen Kräften im Erziehungsfache um und warb diese für sich an. Die jungen Mädchen empfingen eine Gouvernante, die Knaben mußten vorbereitende Studien treiben, die den einen für das Militärfach, den andern zum Landwirth tüchtig machten. In dieser Zeit war es, wo ihr Haus ein Versammlungsort der höhern Geselligkeit wurde, wo Schriftsteller und schreibende Damen von Ruf sich hier sahen. Varnhagen mit seiner berühmten Rahel, Frau von Hohenhausen, Helmina von Chézy kamen an bestimmten Abenden hier zusammen und fanden hier einen Kreis von Männern, unter denen sich der Kurländer Schilling, Herr von Maltitz, damals als russischer Attaché an der Legation von Berlin angestellt, und mehrere höhere Militärpersonen befanden, denn die Kleist'sche Tochter der Frau von W— hatte sich unter-

dessen mit einem Dragonerofffizier verheirathet, und dieser führte seine Kameraden heran. Diese Abende waren nach der damaligen Art, Gesellschaften zu geben und zu besuchen, sehr munter. Die Offiziere trieben ihren Scherz mit den schriftstellernden Damen und diese ließen wieder ihre Verehrer nicht ungeneckt. Geheime Liebschaften wurden ausgekundschaftet und zur Beschämung und Entrüstung der betreffenden Personen ans Licht gezogen. Das Ganze endigte sich gewöhnlich mit ausgelassenem Lachen und unter lauten Scherzen. Unter diesen lustigen Gästen zeigte sich der ewig ernste Maltitz als eine auffällige Erscheinung und erregte die Theilnahme der Frau des Hauses, die öfters in ihn drang, ihr die Quelle seiner geheimen Leiden zu offenbaren. Ich weiß nicht, ob es zu einer Erklärung kam, so viel ist jedoch gewiß, daß diese ernste Maske gewählt wurde, um sich von manchem, was ihm nicht behagte, fern zu halten. Die rohe Manier der Offiziere war dem feinen Dichter und Denker nicht behaglich und nicht förderlich. Nach zwei oder drei Gesellschaftsstunden vereinte dann ein treffliches Souper die Gesellschaft nochmals, um sie alsdann zu baldigem Wiedersehen zu entlassen.

Bei der heranwachsenden Jugend des Hauses,

wo die Töchter die Hofgesellschaften zu besuchen anfingen, die Söhne ihrer Bestimmung nachgingen; der eine die Kaserne bezog, der andere auf die Universität ging, veränderte sich der Zuschnitt des Hauses und seiner Geselligkeit. Jetzt mußte die vorsorgende Mutter darauf bedacht sein, ihren Töchtern in den Kreisen, wohin sie sie jetzt führte, die beste Aufnahme zu bereiten, zugleich für Tänzer zu sorgen, denn sie wollte nicht zu den Müttern gehören, die ihre Töchter nur in die Tanzsäle führen, um sie nach Ablauf von fünf mit beharrlichem Sitzen hingebrachten Stunden mit Staub bedeckt nach Hause zu bringen. Daran war jedoch nicht zu denken. Die Töchter waren zarte, mit Jugendreiz reichlich ausgestattete Gestalten, und die Mutter war dem Könige bereits bekannt als eine muntere Dame, mit der sich ein Wort sprechen ließ. Dies war genug, um allen dreien eine gute Aufnahme zu bereiten. Der einsiedlerisch lebende König fragte bei Anfertigung der Ballisten immer zuerst: „Ist Frau von W— nicht ausgelassen?" Er sah die Töchter und die Mutter auf seinen kleinen Dejeuners, und da war es, wo er, der so selten mit Frauen sprach, oft stundenlang sich mit Frau von W— unterhielt, sich von ihr wohlgefällig allerlei sagen ließ, das niemand anders ihm zu bieten gewagt. Die

gerade Offenheit, der gute Humor, die Rücksicht auf andere, denn nie bat oder wünschte Frau von W— etwas für sich, mochten dem alten Herrn angenehm auffallen, weil sie so selten ihm vorgekommen waren. Sie liebte auch den König wahrhaft, und sprach mit Rührung von ihm, ebenso von ihrem alten Jugendfreunde, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, mit dem sie bis an ihr Lebensende in Correspondenz blieb. Den Hof von Strelitz betrachtete sie übrigens als zu ihrer Familie gehörig. Jede freudige Begebenheit, die sich dort ereignete, jeder Trauerfall war ihr persönlich angethan; sowie sie denn auch zur Zeit der Unruhen des Jahres 1848 bedeutende Dienste der großherzoglichen Familie leistete.

Frau von W— dankte ihre Ausbildung wenig den Büchern, obgleich sie viel las, doch meistens nur leichte Lectüre, sondern einzig ihrem Naturell. Wie die meiste Zahl der Frauen damaliger Zeit, war sie weit entfernt, eine gelehrte Bildung, ja nicht einmal eine Schulbildung zu besitzen. Was sie an Schulbildung besessen, hatte sie schon längst wieder vergessen, und ihre Verstöße im Deutschsprechen waren zahlreich; aber man hätte um alle Schätze der Bildung dieses köstliche, derbe und bezeichnende Deutsch, das sie sprach, nicht hingeben mögen. Es war ihre

Sprache; sie hatte sie sich gebildet, ihrem Geiste, ihren Urtheilen angepaßt, und es lag in ihrer Ausdrucksweise so viel Mannichfaltigkeit, und eine so gesunde Keckheit, daß man sogleich wußte, woran man war. Sie schmeichelte zwar, weil sie glaubte, dieses im Verkehr mit den Menschen nöthig zu haben, aber ihre Schmeichelworte, wenn sie im Gefolge dieser offenen und einfachen Sprache kamen, galten nicht für solche, sondern für baare Wahrheit und erfreuten den Empfänger um desto mehr. Auch ihre berühmten Briefe waren oft vom Anfange bis an den Schluß nichts als schmeichelnde Phrasen, aber sie klangen wie derbe Wahrheiten, die der Schreiber nothgedrungen auftischt, um sich eine Pflicht vom Halse zu wälzen. Es war nur zu bedauern, daß sie, namentlich in spätern Jahren, dieses geschickte Medicament jedem austheilte, und daß es dadurch an seinem Werth und seiner Wirkung verlor; auch waren die Briefe oft so schlecht geschrieben, was die Handschrift betraf, daß man sie, wer sie nicht bereits schon öfter erhalten hatte, halb ungelesen beiseite legen mußte.

6.

Dies war die Frau, die meine Schwiegermutter wurde. Ich habe sie herzlich geliebt und verehrt, trotz mancher Mishelligkeit, die hier und da zwischen uns sich einschlich. Sie ist nun seit Jahren dahin, allein meine Frau und ich vermissen sie, als wenn sie gestern von uns gegangen. Sie erreichte ein Alter von nahe an 80 Jahren, und nie ward diese große Zahl von Jahren durch Krankheit getrübt. Eine kernhafte Gesundheit gehörte zu ihren Lebenselementen, die man von Kindheit auf nicht durch Verweichlichung und böse Angewohnheiten in ihrer Kraft geschwächt hatte. Sie hatte von dem Luxus und der jedesmaligen Mode nur so viel angenommen, als sie für sich passend fand, und das war immer nur ein kleines Theil. So auch in ihrer Umgebung. Nirgends fand man bei ihr kostbare Möbel, keine Nippes und das vielerlei bunte Durcheinander, das Wohnungen auszeichnet, in denen Leute, die sich zu

den wohlhabenden Ständen rechnen, haushalten, und dennoch fehlte kein Möbel, keine noch so geringe Kleinigkeit, die zu dem wirklichen Lebensbedarf dient. Dieselbe Ordnung und Einfachheit befolgte sie in ihrer Tageweise. Schon bei frühem Morgen, im Sommer schon um 4 Uhr, war sie wach, und nachdem sie ihren einfachen Morgenanzug und ihr Frühstück beendet hatte, nahm sie ihren gewohnten Platz am Fenster ein und empfing die Morgenbesuche, die da kamen um mit ihr zu plaudern, oder ihr ihr Herz auszuschütten. Diese Art von Vertraulichkeit begünstigte sie, theils durch natürliches Wohlwollen verleitet, theils durch Neugierde veranlaßt, denn in ihrer Einsamkeit hörte sie gern von den Dingen in der Welt sprechen, gab Rath und ließ sich des breiten Familienangelegenheiten vortragen, deren Schluß immer irgendeine Bitte machte um Verwendung oder um thätige Hülfe. Beides gewährte sie. Ein großer Theil ihres eigenen Vermögens floß auf diese Weise in fremde Taschen, und ein großer Theil ihrer Correspondenz wurde geführt, um fremde Angelegenheiten zu ordnen und zu besorgen. So manche einflußreiche Stelle hat sie vergeben, ohne daß sie davon Redens gemacht. Nach ihrem einfachen Mittagsmahle machte sie gegen den Abend eine Promenade,

die nicht weiter sich erstreckte als bis zum Ende der Straße, oder zu einem Gang in den Garten. Später hörten auch diese Gänge auf, und ihre ganze Abwechselung bestand darin, daß sie von ihren Zimmern hinüber zu uns kam und besonders die Theestunde nicht fehlte, wo ich sie sehnlichst erwartete, denn immer von neuem hatten wir uns etwas zu sagen. Der Abend vereinte uns wieder, und da war es, wo sie ihr seltenes Talent des Vorlesens entwickelte, und oft zwei, ja drei Stunden hintereinander mit unerschöpften Kräften beim Buche blieb. Wenn meine Frau nicht zu Hause war, und wir allein blieben, so benutzte sie die Zeit, mir allerlei humoristische Geschichtchen aus ihrem reichen Leben zu erzählen, und da waren einige darunter, die in der Weise des Boccaccio die ärgerlichen Händel zwischen Mann und Frau, zwischen Frau und Liebhaber erzählten, in jener freien Manier vorgetragen, wie sie ihre Jugendzeit charakterisirte, wo das frivole, philosophische Berlin eine Meisterschaft unter den Städten erreichte. Keine mir bekannte Familie, deren gealterte Mitglieder jetzt ehrbar dahinlebten, kam ungeneckt davon. Ueberall hatte der Kobold, in der Gestalt einer alten schalkhaften Frau, auf die graziöseste Weise dreinzuschlagen. Trotz der Vortrefflichkeit und der

Güte ihres Herzens war sie eine Pessimistin, sie traute keiner sogenannten guten Handlung, sie forschte so lange unter den Motiven, die dieses oder jenes hatten entstehen lassen, bis sie das tugendhafte Werk untergraben und zerstört hatte. Positive Religion hatte sie nicht; dies gehörte nicht zu der Erziehungsmethode, nach der sie aufgewachsen, aber sie hatte die einfachen Hauptideen der Religion, sie beugte sich vor Gottes Allmacht, und kein Tag verging, wo sie sich nicht im Gebete an ihn wandte, in der einfachen Art eines Abendsegens. Sie verdammte keine andere Ansicht, sie war nur eben zufrieden mit dem Theil von Religion, der ihr beschieden war. Ich habe sie nie über Pietisten und Schwärmer schelten hören, nie sich über Ungläubige seltsam geberden sehen, sie ging ihren Weg mitten unter sie hin, die andern mochten sehen wie sie den ihrigen gingen. Da die größere Anzahl ihrer Kinder vor ihr starb, hatte sie Kummer zur Genüge erfahren, ich habe nie gehört, daß irgendein solcher Anlaß sie bewogen hätte, Trosteswege zu suchen, die zu gehen ihr nicht gewohnt waren. Sie blieb bei ihrer Abendpostille und bei ihrem einfachen herzlichen Gebete.

In den letzten Monaten vor ihrem Tode fragte sie mich einst: „Was halten Sie vom Wiedersehen,

bester Sternberg? Glauben Sie daran, daß wir uns künftig wiedersehen werden?" Ich gestand ihr offen meine Zweifel, und wie sehr ich wünschte, darüber belehrt zu werden; nur sei das, was man mir bisjetzt über diesen Gegenstand gesagt, nicht geeignet gewesen, meine Ueberzeugung zu ändern. Sie neigte still ihr Haupt bei dieser Antwort und erwiderte: „Ich glaube daran, weil eine Existenz ohne die Meinigen mir nicht denkbar ist, und völlig alles in Nichts aufzulösen, das streitet mir gegen die Güte Gottes, die doch am Ende unzweifelhaft ist."

Vielleicht habe ich bereits zu viel von dieser seltenen Frau gesprochen. Der Leser möge mir verzeihen. Sie gehört zu sehr zu meinem Leben; sie bildet in demselben einen so wesentlichen Theil, daß es unmöglich war, über sie flüchtig hinwegzuschlüpfen. Sie wurde ja meine Mutter, wie kann man jemals zu viel über eine Mutter sprechen. Und diese hier gewann ich in meinen reifen Jahren, wo man viel fähiger ist, die Würde und den Werth einer solchen Frau zu fühlen, als in jenen ersten Jugendtagen, wo ich meine eigentliche Mutter verlor.

Eine Schattenseite an ihr war ihre Eigensucht und ihre Rechthaberei in der Liebe. Sie wollte, daß die,

die zu ihr gehörten, ihr unbedingt, sogar mit Ausschließung ihres eigenen Willens angehörten. Sie vergalt diese Liebe alsdann auf das wärmste, aber sie konnte ungerecht werden, wenn sie sah, daß ihre Kinder ihre eigenen Wege gehen wollten. So war es ihr nicht recht, daß ihre Tochter sich maßlos einem Schmerze hingab um den Tod ihrer Schwester; sie wollte, daß sie anerkennen sollte, daß sie noch vorhanden sei. Die Tochter, durch die innigste Liebe mit der Mutter verbunden, fand dennoch diesen Zwang unleidlich und beklagte ihn insgeheim mit vielen Thränen. Als sie sich mit mir verband, sagte die Mutter: „Ich bin Ihnen dankbar, denn ich sehe, daß Luise jetzt etwas ihre Schwester vergißt. Sie übernahm sich in Trauer, und es war kaum mit ihr zu leben.“ Sie bedachte nicht, daß sie selbst den Grund zu diesem Schmerz gelegt, indem sie ihre beiden Töchter so erzogen hatte, daß sie völlig auf sich angewiesen waren, keinen weiblichen Umgang hatten, keine Mädchenfreundschaften, keine von den tausend Mitteln, die geeignet sind, in jungen Herzen den Trieb zu wecken, sich mit der Welt und deren Erscheinungen anhaltend zu beschäftigen. Auch dies war eine Eigenwilligkeit ihrer Liebe.

In meinem Leben wurde wenig durch meine

Heirath geändert. Ich hatte zu spät geheirathet, als daß ich in meinen Gewohnheiten, meine Frau in den ihrigen dadurch gestört worden wäre. Nur eine größere Bequemlichkeit trat ein. Wenn ich früher durch mäßiges Arbeiten mir eine gute Existenz geschafft hatte, und nur meinem Unvermögen zu berechnen und zu sparen es zuzuschreiben war, daß ich mich mit Schulden belastete, so wurde jetzt die Nothwendigkeit der Arbeit auf ein sehr kleines Maß zurückgeführt, und mir blieb viel freie Zeit. Ich kann aus dieser Periode nur eine Arbeit anführen, den kleinen Roman „Selene", der trotz seiner geringen Ausdehnung doch eines meiner gediegensten und durchdachtesten Bücher ist. Die Lehre, die darin ausgesprochen wird, ist gar sehr der Beachtung eines Psychologen werth, und der Schluß, der aus den Thatsachen gezogen wird, kann der Moralphilosophie etwas zu denken geben. Das Büchelchen ist wenig bekannt geworden, verdient aber es zu werden. Dann schrieb ich einen Schluß zum „Deutschen Gilblas", der aber nicht veröffentlicht worden ist, indem der Verleger von dem Unternehmen schied, ehe es beendet worden, und ich keinen andern dafür gewinnen mochte.

Das kleine Charlottenburg, wo ich jetzt lebte,

bot mir außer der Zerstreuung und Unterhaltung, die ich im Hause hatte, wenig für meine Interessen dar. Ich entschädigte mich durch öftere Fahrten nach Berlin und durch die Reise nach Wien.

Unter den Männern, mit denen ich in Charlottenburg verkehrte, waren zwei beachtenswerthe: der Rittmeister von Krosegk und der Prediger Meinhold. Der erstere war ein sehr durchgebildeter, eigenthümlicher Mann, dem einige Poesien, die er zu patriotischen Zwecken veröffentlicht hatte, ganz besonders gut gelungen waren, der in seinem Hause ein einfaches, aber mit geistiger Würze belebtes Treiben führte, und ein genauer Bekannter meiner Schwiegermutter war, von der Zeit an, wo sie nach Charlottenburg gezogen. Da er in demselben Hause mit uns wohnte, so war seine Gesellschaft bald herbeizucitiren. Eine bequeme Natur, wie er es war, legte man ihm alles zurecht, wie er es liebte, und ich kam ihm stets mit einigen guten Cigarren entgegen, um ihn in seinem Genusse des Tabackrauchens nicht zu unterbrechen, einem Genuß, dem er leidenschaftlich ergeben war. Sein früheres Leben war ein dem Studium und den Wissenschaften ergebenes gewesen, ich weiß mich nicht mehr zu besinnen, was ihn vermochte, die Militärcarrière, wo er immer ein

wissenschaftlicher Offizier blieb, zu ergreifen. Wenn wir zusammen waren, sprachen wir von poetischen Stoffen, und er, der ein guter Lateiner und Grieche war, wußte nach dieser Richtung hin mein Wissen zu bereichern und mir geeignete Ansichten aufzuschließen. Neue Bücher las er nicht; er war gänzlich in die Welt vertieft, in die wir begabte Schulmänner gerathen sehen, die man in die Einsamkeit ihrer Studien unbehindert versinken läßt. Deshalb konnte er auch etwas Pedantisches annehmen, was aber im Laufe der Unterhaltung bald wieder verschwand. Ich besprach mit ihm den Plan zu einer Tragödie „Nero“, an der er vielen Antheil nahm, zum Theil wegen des Stoffes, zum Theil aber auch in Rücksicht des Versmaßes, in welchem es geschrieben werden sollte, und zu dem er mir zu gefallen in dem Schatze seiner antiken Versmaße herumwühlte, um eines zu finden, das würdig war, diesen Gegenstand zu umkleiden. Er fand kein geeignetes, und wir kamen darin überein, das Stück in Prosa zu schreiben, schon wegen der leichtern Aufführbarkeit. Ich habe den Plan beiseite gelegt; es war wieder eine der vielen Anregungen, die mir kamen, mich mit der Bühne zu beschäftigen.

Der zweite war jener sonderbare Mann, der des

Königs Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, demzufolge er seine bisherige Stellung verließ, um sich in der Nähe des Monarchen, der später nicht mehr an ihn dachte, niederzulassen. Durch eine Schrift, in dem Stil alter Documente gehalten, angeblich unter dem Polster eines Kirchenstuhls in der entlegenen Kirche gefunden, machte er einen merkwürdigen Hexenproceß bekannt, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts spielte. Die Heldin dieses Romans hieß Sidonia von Bork. Mit diesem Buche täuschte er den König sowie viele Alterthumskenner, die das Machwerk für ein echtes Ueberbleibsel aus jenen finstern Jahrhunderten hielten. Man ging daran, mehrere Schriftstücke, die auf gleiche Weise entstanden waren, zu sammeln und auf königliche Kosten in den Druck zu geben. Dazu war nöthig, daß man den Mann, der dieses alles gefunden zu haben behauptete, in der Nähe habe. Er kam, und sein Erscheinen war nicht geeignet, das günstige Vorurtheil, das man für ihn gewonnen, zu bestärken. Es war ein Mann, weit über die Funfzig, mit einem schlau gutmüthigen Gesichtsausdruck, der unendlich viel schwatzte, und unter den Dingen, die er auskramte, Teufel und Hölle zusammenmischte, sodaß man nicht wußte, ob er im Ernste oder im Scherze

sprach. Er erzählte von Geistererscheinungen, die er gehabt, von Offenbarungen und seltsamen Kennzeichen, die ihm geworden, und zuletzt behauptete er, die Gabe zu besitzen, gleich Swedenborg mit Verstorbenen zu verkehren. In diesem Sinne sammelte er nun seine Werke und ließ sie auf königliche Kosten prachtvoll erscheinen. Das Ueble an der Sache war, daß die Eitelkeit ihn verleitete, das begangene Falsum zu gestehen, und sich für den Autor jenes unter dem Kirchenstuhl befindlichen alten Manuscripts auszugeben. Damit sank das ganze Gebäude seiner mystischen Sendung zusammen, und man sah in ihm nichts weiter als einen mittelmäßigen Novellenschreiber. Laube, der diesen Stoff, auch im guten Glauben an seine Echtheit, zu einem Drama bearbeitet hatte, sah sich gleichfalls auf eine unangenehme Weise getäuscht. Dieser Mann nun, von einer mäßigen Pension in Charlottenburg lebend, war öfters zum Abende bei mir, und erzählte seine Gespenstergeschichten mit großer Ausführlichkeit und mit mystischer Bedeutsamkeit. Meine Frau, die ihn gern sah, begünstigte ihn, während meine Schwiegermutter ihn beharrlich von sich wies. Herr von T—, der ihn eines Abends sprechen hörte, gestand, daß es ihm vorkomme als lebte man im 16. Jahrhundert.

Mich erinnerte er an Justinus Kerner, nur daß dieser bedeutender war und seine Geschichten mehr in dem Tone eines Arztes vortrug, der die menschliche Natur, von allen Seiten studirend, auch die dunkle, vom Licht abgewandte Seite, der Beachtung für würdig erklärte. Meinhold dagegen sprach als abergläubischer Dorfpfarrer, der mit Hülfe der Religion seinen Berichten Glauben verschaffte. Ich konnte mir denken, daß seine Gemeinde ihn nicht weiter gemocht, denn er war sehr wenig zeitgemäß und ganz dazu geeignet, die Religion noch um den letzten Credit zu bringen, den sie unter dem Landvolk besaß. Er starb in Charlottenburg und es war nicht weiter die Rede von ihm.

7.

Nach dem Tode meiner Schwiegermutter äußerte meine Frau lebhaft das Verlangen, Charlottenburg und mithin auch Berlin zu verlassen. Es war nun die Frage wohin? Sie überließ mir die Wahl und ich wählte Dresden, das ich nur oberflächlich kannte, und wo ich damals, als ich aus Rußland kam, angenehm einige Wochen verlebt hatte, in Gesellschaft von Tieck, den ich damals kennen lernte, des Barons Ungern-Sternberg, eines Namensvetters von mir, und des Barons Otto von Stackelberg, zu unserm künftigen Aufenthalt. Sie, die allen meinen Wünschen sich willig fügte, that es auch hier, obgleich sie damit sich weiter von ihrer Heimat, Mecklenburg, entfernte, und eine ihr völlig fremde Stadt zum Wohnort auswählte. Sie hatte nichts, was sie an Berlin hätte fesseln mögen, da alle ihre Verbindungen durch die Länge der Zeit gelöst waren. In Charlottenburg, wo sie so herbe Verluste erlitten,

trennte sie sich leicht von den wenigen Bekannten, die ihr von der Zeit der Mutter noch daselbst blieben. Sie reiste voran. Der Umzug war beschwerlich, da eine große Menge von Sachen mitgenommen werden mußten. Ich blieb noch in Berlin zurück, weil Verbindungen, die ich mit Decker eingegangen war, mich fesselten. Später, als mir ihre Briefe meldeten, daß sie ein Quartier gefunden, passend für uns beide, zog ich ihr nach, und somit wurde auf mehrere Jahre Dresden unser Aufenthalt.

Das Quartier, das meine Frau ausgesucht hatte, und das sie mir in ihren Briefen als sehr passend beschrieben, indem es in einer Parkanlage lag, war nicht günstig. Es machte mir zur Pflicht, täglich ein paar mal die Brücke zu überschreiten, ein Umstand, der für diejenigen, die Dresden nicht stets bewohnen, Grund zu unzähligen Erkältungsübeln werden kann. Das Haus, schlecht und übereilt gebaut, von einem Baumeister, der mehr die Flasche als die Baukunst cultivirt hatte, war in seinen Räumlichkeiten dürftig ausgestattet und dazu für dresdener Preise viel zu theuer. Allein meine Frau fühlte sich, im Triumph, einmal etwas selbst ausgesucht zu haben, glücklich in dieser Abgeschiedenheit, die noch dazu das Schlimme

an sich hatte, daß niemand zu uns kam, außer wenn wir ihn baten. „So weit hinaus wohnen Sie?“ war immer die erste Frage, wenn wir jemand Bekanntes einluden. Zuletzt ließen wir das Einladen ganz bleiben. Ich habe von jeher im Leben, wenn die Leute nicht Lust hatten, mich aufzusuchen, mir wenig Mühe gegeben, sie aufzusuchen; das ist der Grund ihres Misbehagens, das sie über mich aussprachen, denn nichts vergibt man weniger als ein Sichselbstgenugsein. Dazu kam das herannahende Alter, ich hatte die erste Hälfte des Jahrhunderts hinter mir; die Jahre, die mir etwa jetzt noch geschenkt wurden, hatte ich anzuwenden mit den stillern Genüssen, die Lectüre, Zeichenkunst und rückwirkende Menschenbetrachtung mir gewährten. Es war mir also ganz lieb, daß wir einsam wohnten. Meine Frau hatte ähnliche Neigungen. Ich hatte das Spiel der Welt erfahren, obgleich in kleinen Ereignissen, war es mir doch in diesen Miniaturbildern vergönnt, auf das Große und Allgemeine zu schließen. Ich hatte zu sehen Gelegenheit gehabt, wie wandelbar die menschliche Neigung sich fesselt, wie man in heftiger Leidenschaft diejenigen Grundsätze zu verleugnen im Stande ist, die allein sichern Bestand im Leben, und Trost für den Blick in die Zukunft geben.

Was Sache der Ueberzeugung ist, wird zum Possenspiel herabgewürdigt, und meine eigensten Erfahrungen, meine ernstesten Ueberzeugungen mußte ich von dem Pöbel der Journalisten und den Mantelträgern der Politik als eine Sache der Berechnung, und als eine Folge der Umstände gedeutet sehen. Es mag darum sein: ich gehe meinen eigenen Weg. Ich habe die Machthaber nicht zu fürchten gehabt, weil ich weder durch Familie, für die ich zu sorgen nöthig hätte, noch durch ein Amt, das mir eine Meinung zur Pflicht macht, in ihre Hände gegeben bin; und die Wegwerfung der Kleinen erwidere ich mit derselben Wegwerfung. Meine Ueberzeugung ist's, die mich tröstet, und diese ruft mir zu, daß ich nie ein Wort geredet oder geschrieben habe, das nicht mein war, das heißt, das mir vom Glück oder der Macht vorgeschrieben wurde, und daß ich somit trage, was ich verschuldet habe, aber auch an keinem jener entsetzlich elenden Zustände zu leiden habe, die mitten im Reichthum und in den Ehren, den freien Mann peinigen, weil sie ihm zurufen: Das ist das Joch der Dienstbarkeit, unter dem du schmachtest! Es ist möglich, daß hierfür sehr wenige Sinn haben; ich habe aber immer den schärfsten Sinn dafür gehabt.

Eine Last der Verbindlichkeiten, die ich von Berlin

mitbrachte, mußte getilgt werden, dies erschwerte mir die ersten Jahre meines dresdener Aufenthalts bedeutend. Ich knüpfte neue buchhändlerische Verbindungen an. So lernte ich, als ich einst müßig die Straßen Leipzigs durchwanderte, und an einer Firma hinansah, die mir unbekannt war, den Buchhändler Ernst Keil kennen, der das Journal „Die Gartenlaube" herausgab. Ich hatte von dem Manne nur flüchtig sprechen gehört, sein Journal noch nie gesehen, ich trat zu ihm ein und gerieth mit ihm in ein Gespräch. Aus diesem merkte ich, daß er früher, zu meiner weimarer Zeit, dort als Commis in der Handlung eines Buchhändlers Hoffmann gelebt und mich von dort her kannte. Er forderte mich auf, für sein Blatt zu schreiben. Ich gab ihm keine bestimmte Zusage, nahm aber mehrere Hefte seiner Zeitschrift mit ins Gasthaus. Ich erkannte bald, daß das Blatt eine humane demokratische Tendenz hatte, und nun hörte ich auch von dessen für deutsche Verhältnisse unermeßlichem Absatze. Der Mann und das Blatt gefielen mir beide. Ein offenes, freimüthiges Betragen, eine gute, männliche Rede zeichneten ihn aus. Ich gab ihm eine kleine Erzählung, die einen etwas mystischen Charakter hatte, er gab sie mir zurück, indem er mir sagte: „Dergleichen

gebe ich meinem Publikum nicht; es würde dasselbe im Aberglauben bestärken, den ich mit aller Gewalt bekämpfe. Und wenn ich meinestheils es auch aufzunehmen willens wäre, der Arzt B—, ein vertrauter Freund und langjähriger Mitarbeiter, würde Zeter darüber schreien. Aber ich muß Sie sehr bitten, mir etwas anderes zu geben." Ich schrieb für ihn einiges, und er nahm es auf. Wir verständigten uns auf das beste. Ich lernte aus seinen Gesprächen, wie er sich thätig seiner Freunde angenommen, wie er dem Schriftsteller Storch eine Sammlung seiner Werke veranstaltet und so manches andere, was mir wohlgefiel. Eine dauernde Verbindung ward angeknüpft. Sein Journal war dabei Nebensache, denn ich mußte bald bemerken, wie wenig dessen Tendenz und Inhalt mir eigentlich zusagte; wie ich erkannte, daß dieses Hinweisen auf materialistische Stoffe in unserer Zeit sein Gutes habe, zu meinem Thun und Wesen aber gar nicht passen wolle. Ich merkte ihm an, daß er manches von mir, namentlich über Kunst und Kunstproductionen nur nahm, weil ich es ihm gab. Nie habe ich jemand gesehen, dem es so Ernst war mit seiner Unternehmung, als gerade ihm. Sein Journal war sein Leben: alles was er sah und hörte, was ihm aus allen Welttheilen Wissens-

werthes und Brauchbares zugetragen wurde, trug er für sein Blatt ein, und da er die Beiträge gut honorirte, so hatte er eine ganze Cohorte Tagesschriftsteller, auch eine Menge einsam lebender Gelehrten, zur Auswahl. Mit seiner Abonnentenzahl konnte er aber auch höher honoriren als mancher andere. Er theilte mir im Laufe des Gesprächs mit, wie sein Journal entstanden war. Er befand sich gerade in mislichen Verhältnissen und brachte schlummerlose Nächte auf seinem Lager zu. In einer dieser Nächte kam ihm die Idee des Journals, und als Titel schwebte ihm eine glückliche Zeit vor, die er in einer Gartenlaube bei einer befreundeten Familie einst verlebt. Geschwind faßte er den Entschluß, eine Zeitschrift mit dem Titel „Die Gartenlaube“ herauszugeben. Die Umstände waren anfangs nicht günstig. Erst nach und nach klärte sich der Himmel: es traten Freunde hinzu und gaben ihm ihr Wort, ihn zu unterstützen, und siehe da, die ersten Nummern der „Gartenlaube“ erschienen. Seine streng eingehaltene Tendenz, sein Auge auf alles, was die Zeit wollte und bedurfte, brachte die Zeitschrift bald empor. Jetzt ist sie ein allgemein verbreitetes Blatt, und er ein wohlhabender Mann. Es ist schön, so beachtenswerthe Thätigkeit so belohnt zu sehen.

8.

Ich hatte beschlossen, als ich nach Dresden kam, den Hof und die adelichen Kreise nicht aufzusuchen. Diese Welt konnte mir nichts Neues mehr bieten, ich hatte an großen und kleinen Höfen durchgekostet, was daran Schmackhaftes war, ich konnte weitere Erfahrungen missen. In Dresden vollends war nichts zu finden, was in diesem Felde neu und ansprechend genannt werden konnte: es war ein rechtlicher, sittlicher, gutmüthiger Hof, der Adel, nach Oesterreich gewendet, verschlossen, sehr wenig sich um das kümmernd, was die Welt interessirte, auf alten Vorurtheilen beharrend, so wie ich ihn im allgemeinen habe schildern hören, denn ich selbst habe ihn, wie gesagt, nicht kennen gelernt. Der König ist eine interessante Persönlichkeit. Gelehrt wie zehn Professoren zusammengenommen, wäre es ihm ohne Zweifel lieber gewesen als Professor in Bologna oder Padua auf die Welt zu kommen, als Erklärer

des Dante der gelehrten Welt vorzuleuchten, als eine Krone zu tragen. Nach aller Wahrscheinlichkeitsberechnung stand ihm beim Regierungsantritt seines Bruders die Krone auch ziemlich fern, er bekam sie durch jenes unglückliche Ereigniß, das der Welt bekannt ist. Sein streng legitimistischer und aristokratischer Sinn sind bekannt. Er trägt in seinem Gesicht seine ganze Persönlichkeit zur Schau. Es sind die ernsten Züge des florentinischen Philosophen und es fehlt nur die Kopfbedeckung, um ihn zu einem Porträtkopfe Dante's zu machen. Da er nur streng wissenschaftliche Studien liebt, so findet alles, was sonst auf dem Parnasse geschieht, an ihm keinen Theilnehmer und Beschützer. Er geht kalt an der Literatur vorüber, und es ist kein Beispiel vorhanden, daß er sich mit irgendeinem lebenden Talente abgegeben hätte, obgleich er deren mehrere in seiner Hauptstadt hat. Selbst gegen die schönen Künste verhält er sich theilnahmlos. Was geschieht, geschieht gerade, weil es geschehen muß, Reparaturen und hier und da kleinere Kunstwerke. Den Zwinger hat er restauriren lassen, weil er drohte über dem Haufen zu fallen. Dagegen rühmt man ihn als vortrefflichen Finanzier, Sachsen hat unter seiner Regierung sich trefflich hervorgearbeitet, und die Stände,

die nicht durch Vorlagen incommodirt werden, allerlei Unnützem, wenn auch Schönem, emporzuhelfen, geben gern das Wenige, was sie geben. Es scheint, daß das Schicksal dieses Landes, das durch die Pracht und die Verschwendung seiner Fürsten durch ganz Europa bekannt war, jetzt ist, durch die weise Sparsamkeit derselben ebenso bekannt zu werden. Da der König keine Art von Schaugepränge liebt, so sind die Feste bei Hofe nur auf die erforderliche, durch die Etikette vorgeschriebene Zahl beschränkt. Das Publikum, das diese Bälle besucht, fühlt das, und das nicht Mitfreuen des Fürsten, wo es auf Freude abgesehen ist, macht diese Vereinigungen, die alle Carnevale vor sich gehen, lästig und trocken. Ebenso ist ihm jedes militärische Spectakel zuwider, und dieses bedauern die Militärfreunde, die gern dem Militär seinen Theil an Glanz und Pracht dahingäben. Im Kreise seiner Familie fühlt er sich am wohlsten, und es mag allerdings sein, daß ein Herrscher heutzutage dort den Prunk findet, wo er am engsten und zuverlässigsten mit der Menschheit zusammenhängt.

Unter den Ministern ist einer, ausgezeichnet an Geist und Persönlichkeit, es ist Herr von Beust. Er ist der Gabe der Rede vollkommen mächtig, und kein Landtag vergeht, wo er davon nicht überra-

schende Proben ablegt. Seine Erscheinung nimmt für ihn ein; er hat einen biegsamen, schlanken Körper, ein ausdrucksvolles Gesicht. Es thut mir leid, ihn nicht näher zu kennen; doch meinen Grundsätzen gemäß, keine Besuche zu machen, habe ich auch ihm keinen gemacht. Er vereinigt an besondern Tagen, am Geburtstage des Königs zum Beispiel, die ganze vornehme Welt Dresdens in seinen Räumen, und da soll er einen sehr angenehmen Wirth machen. Angenehm heißt, soweit dies heutzutage möglich ist, wo wir mit aller Welt in verstecktem Kampfe liegen und jedermann sich befähigt glaubt, das glatte Terrain des Parquet zu betreten, dessen Vorfahren darauf gewandelt sind, ohne die Grundsätze dieser Vorfahren zu haben. Ein Graf Brühl konnte anders auftreten, er wußte wen er vor sich hatte; heutzutage weiß ein Minister dieses nicht, weil es keine Gesellschaft gibt, das heißt, keine Anzahl von Menschen, die sich das Wort gegeben haben, nach gewissen Grundsätzen und Regeln sich zu betragen, durch ganz Europa hindurch.

Ein Mann von Wichtigkeit für mich war der Oberbibliothekar; ich suchte dessen Wohlwollen nach und es schien mir zu glücken es zu erreichen. Es ist der Hofrath Klemm, bekannt durch seine Werke in culturhistorischer

Hinsicht; ein tüchtiger Arbeiter und ein glücklicher Sammler. Er hat in seinem Hause eine Sammlung angelegt, die den ganzen obern Theil des Hauses einnimmt und zum Vortrag über culturhistorische Dinge sich eignet. Bedeutende Geschenke fließen ihm zu, denn da man weiß, daß der Mann das besondere Wohlwollen des Königs besitzt, so gibt mancher sich Mühe, durch Uebersendung irgendeines wichtigen Stücks das Interesse des Sammlers auf sich zu ziehen. Durch den Großfürsten Konstantin sind ihm russische Alterthümer überkommen, die recht artig anzusehen sind. Mit dem König, als dieser noch Prinz war, machte er eine Reise nach Italien, befand sich auch in der Gesellschaft, der der Prinz unter dem Namen „Philalethes“ präsidirte. Sein Werk „Ueber die Frauen“ ist bekannt; es enthält sechs inhaltreiche Bände, es führt aber auch das ganze Geschlecht in seiner Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neuesten Zeiten. Ein Misgriff, meiner Ansicht nach, ist es, daß er das Buch der Königin gewidmet hat; damit hat er sich gerade vor dem interessantesten Theil desselben ein Schloß vorgelegt, denn es will sich nicht ziemen, in einem Buche, das einer Frau gewidmet ist, die noch dazu Königin ist, von den anziehenden Schwächen des Geschlechts zu sprechen. Gewisse Abnormitäten,

seltsame Extravaganzen, die ihren Grund in der Geschlechtsbeziehung haben, sind natürlich ganz ausgeschlossen, und wer sucht nicht gerade diese, wenn einmal von bizarren und abenteuerlichen Weibern die Rede ist. Diejenigen Frauen, von denen mit Anstand gesprochen werden kann, die sich in Staat, Kirche oder Kunst Ruhm erworben, sind etwas zu fragmentarisch abgefertigt. Das Buch ist jedoch von großem Werthe, namentlich für solche, die im Stande sind, die gegebenen Skizzen näher auszuführen und die zu diesem Zwecke vortreffliche Vorarbeiten finden. Als Chef des Instituts, dem er vorsteht, ist er der liberalste, freundlichste und gefälligste Mann, den ich gefunden; es ist nichts bei ihm zu entdecken von der pedantischen Aengstlichkeit, dem vorsätzlichen Zurückhalten der Bibliothekschätze und das Erschweren ihres Gebrauchs durch willkürliche Maßregeln, wodurch die Benutzung einer öffentlichen Bibliothek oft sehr erschwert wird.

Unter den Fremden, die Dresden besuchen und einen mehrjährigen Aufenthalt daselbst nehmen, wählte ich mir das Haus des Staatsraths Grimm, der mich einlud, die Abende bei ihm zuzubringen. Meine Wahl konnte keine geeignetere sein, um interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen, die durch Dresden

kamen; allerdings immer nur Fremde, denn Einheimische habe ich dort fast nie gefunden. Er selbst hatte eine ruhmvolle Thätigkeit in Rußland hinter sich; er war der Erzieher des Großfürsten Nikolaus gewesen, später sein einsichtsvoller Berather und sein thätiger Begleiter auf den Reisen, die der junge Fürst auf Wunsch seines Vaters unternahm, und die ihr Ziel in Taurien und am Hofe des Großsultans in Konstantinopel hatten. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, nachdem das Werk der Erziehung vollendet war, und er sich am Beginn der funfziger Jahre befand, überdies durch ein hartnäckiges Uebel geplagt wurde, sich in Dresden in den Ruhestand zu setzen. Aber das Schicksal wollte es anders. Durch den Tod des Kaisers Nikolaus kam der jetzige Throninhaber zur Regierung, und dessen Gemahlin hatte bereits schon lange ihr Auge auf den Mann gerichtet, dessen segensvolles Wirken sie im stillen beobachtet und gutgeheißen hatte. Es war natürlich, daß sie für ihre Kinder einen ähnlichen Informator wünschte. Wie weit nun hier Zufall oder Grimm's eigener Wunsch im Spiele war, will ich nicht untersuchen; kurz, statt eines Mannes, den er ihr vorschlagen sollte, der die Erziehung überaufsichten und leiten sollte, nahm er sie selbst an. Das Hinderniß

seines vorgerückten Alters, seiner Kränklichkeit, konnte nicht in Betracht kommen, wo es so wichtige Dinge durchzuführen galt. Man rühmte ihn, man hielt ihm das Opfer vor, das er brachte, und der ehrliche, rechtschaffene Mann verließ seinen bequemen Sorgenstuhl, um sich von neuem in den Strudel eines Hofes, wie Petersburg ihn darbot, zu stürzen, nicht wissend, wie er die zahllosen Intriguen, die Anfeindungen aller Art bestehen werde, doch das Beste hoffend in Zuversicht auf seine erhabene Beschützerin. Diese Zuversicht schlug nicht fehl und er ist jetzt in Petersburg, die Aufsicht und die Erziehung der kaiserlichen Kinder überwachend.

Diesen Mann lernte ich nun kennen und schätzen. Es schien mir, daß etwas Aehnliches mit ihm sich zutrug, wenigstens that der Vielbeschäftigte und vielfach Aufgesuchte gegen mich immer etwas Besonderes und hatte stets ein Wort der Theilnahme für mich auf der Zunge. Einen Freund zu finden ist eine schöne Sache. Wir waren viel beisammen, wir tauschten unsere Ansichten aus und er machte mich zum Theilnehmer seiner poetischen Expectorationen, von denen einige werthvoll und beachtenswerth waren, nur ein wenig veraltet, da Grimm sie in Petersburg geschrieben hatte, wo nur ausnahmsweise etwas von

dem neuen Treiben unserer Literatur hinkam. Seine Reise in die Krim und nach Konstantinopel hat vielen Beifall gefunden und verdient ihn auch. Außer daß er Poet war, zeigte er sich auch als Musikausübender und als Gemäldesammler. Zu den letztern, zu den Originalen, die er besaß, war er auf folgende Weise gekommen: An den Höfen, wo er mit seinem Prinzen erschien, suchte man sich ihm gefällig zu bezeigen, und gab ihm die Wahl zwischen einem Orden oder einem schönen Kunstgegenstand. Grimm wählte den letztern, und so füllten sich nach und nach die Wände seiner Wohnung mit hübschen Gemälden, seine Mappen mit werthvollen Blättern. Er hatte sie so geordnet, daß sie bei einem Vortrag über Kunstgeschichte als Illustrationen dienen konnten; denn alles was dieser Mann berührte, nahm unter seinen Händen die Form eines Lehrvortrags an, wobei ihm ein großes Rednertalent zu statten kam. In seinem Hause wurde natürlich sehr viel musicirt, und das war es, was mich, der ich nicht musikalisch bin, öfters von dort vertrieb. Grimm hatte es an sich, daß er nicht gern sprechen hören mochte, wenn er nicht daran theilnahm, oder vielmehr das Gespräch führte; trat also dennoch ein solches Geplauder ein, so setzte er sich an das Klavier und spielte so laut und so an-

haltend, daß die Redenden wol bald schweigen mußten, und das war es, was er wollte. Zugleich that er dieses mit der größten Harmlosigkeit, es war so, als beachtete er gar nicht, daß sein Spiel ein lautes und störendes war. Wer Musikkenner war, mochte freilich lieber dieses Spiel als die angenehmste Unterhaltung hören; aber in einem Salon, wo man sich bunt durcheinander mischt, pflegen sich nicht viel solche Kenner einzufinden. Seine Gemahlin sang und sein kleiner Sohn spielte die Geige; also eine Ueberfülle von Musik. Seine Bemerkungen über Welt und Menschen hatten immer einen prägnanten Charakter; obgleich er höchst discret nie Dinge berührte, nie Namen nannte, nie ärgerliche Geschichtchen erzählte, wo er fürchten konnte die Personen bloßzustellen. Was er mir in dieser Art mittheilte, war nicht in einen, sondern in dreifache Schleier gehüllt; darum fiel es mir doppelt auf, als er im letzten Halbjahre seines Hierseins das Manuscript eines Romans uns vorzulesen begann, das russische Zustände in ihrer Verderbtheit ziemlich nackt hinstellte. Es war eine grausame Willkür und eine Vermögensprellerei der Gegenstand dieses Bildes, das mit großer Kenntniß der Zustände aufgefaßt war. Dem Roman als Roman fehlte es an Beweglichkeit und

Frische, die Liebesscenen darin waren oberflächlich behandelt, doch war es darauf auch wol nicht abgesehen. Das Buch, als es erschien, fand durch die Stellung des Verfassers, der gerade damals seinen Wirkungskreis in Rußland antrat, viel Leser und erregte Theilnahme. Skizzen über sein Zusammentreffen mit Rossini in einem der deutschen Bäder hatte er dem Gutzkow'schen Journal übergeben. Als er fortreiste, nahm ich mit Rührung von ihm Abschied, denn ich konnte mir denken, daß ich ihn nicht wiedersah, und so ist's auch bisjetzt gekommen. Er ist über die anfangs bedungene Probezeit hinaus geblieben, die Familie ist ihm nachgefolgt, die ungeheuere Hauptstadt hat diesen edeln, rechtlichen Mann verschlungen, wie sie so viele in ihrem Schos birgt, die rastlos, mit Ehrgeiz und Eitelkeit einem Ziele nachjagen, und dann mit zerrüttetem Körper, wie wunde Krieger, erst spät, eine dann nicht mehr lange Ruhe suchen. Ich verlor an ihm viel; da er der einzige war, der mich gesellschaftlich mit Dresden verband. Er gab sich unsagliche Mühe, die trägen Elemente, wie sie nach hergebrachter Ordnung sich hier langsam fortbewegen, durch seine Anfeuerungen zu rascherm Gange zu stacheln; so weiß ich, daß er mir erzählte, wie er in einem Verein,

wo man ein Festmahl feierte, den Anwesenden, er ein Fremder, Weber's Verdienste entwickelte. Eine Bewunderung, die ich nicht mit ihm theilte, hatte er für den alten Minister Schröder, einen so trockenen, eiteln und egoistischen Müßiggänger und servilen Beamten, wie ich wenige in meinem Leben gesehen. Nicht allein daß er nichts that, wo es doch bei seinen großen Mitteln und seiner ehelosen Stellung geziemt hätte, er verhinderte neidisch und boshaft jede Unternehmung, die sich auf etwas Höheres bezog, als auf die Bereitung einer Aalpastete oder eines Hummerragout. Er war so recht das Vorbild jener Sorte von Diplomaten, die innerlich hohl und nichtsbedeutend, sich durch Speichelleckerei bei den Großen, durch Stöße in die Seiten bei Geringern Geltung zu verschaffen wissen. Diesem hielt Grimm eine prachtvolle Grabrede, die auch später gedruckt wurde. Eine höchst liebenswürdige Erscheinung war seine Schwiegermutter, eine Frau von Bistram, die alle Donnerstage einen kleinen Kreis von Freunden bei sich sah, natürlich auch die Grimm'sche Familie. Die würdige Dame hatte ein Leben voll segensreicher Wirksamkeit zurückgelegt, und nahm jetzt als sechzigjährige Matrone die Früchte dieses reichen Lebensbaums in Ruhe im Empfang. Eine elegant aus-

gestattete Wohnung, die sie selbst hatte einrichten und nach ihrem Geschmack möbliren lassen, machte einen Haupttheil ihres Wohlbehagens aus. Esthländerin von Geburt, war sie meine directe Landsmännin; sie hatte ihr Vaterland schon frühe verlassen, um in Petersburg ihr Glück und die Erziehung ihrer Kinder zu begründen. Beides hatte sie erreicht. Als sie in der Residenz mit ihren Kindern ankam, war der Hof und die Stadt in Unruhe und Beängstigung versetzt durch eine Ueberschwemmung, die diesmal umfangreicher und gefährlicher sich gestaltet hatte, als es sonst wol zu geschehen pflegte, bei dem Austreten der Newa. Sie fand nach einiger Zeit des Wartens Berücksichtigung und Fürsprache, ja es wurde ihr der Unterposten einer Aufseherin in dem Katharinenstift, der größten und umfangreichsten Erziehungsanstalt Petersburgs, anvertraut. Von dieser Stellung stieg sie, als die Oberin bald darauf starb, zu dieser Rangerhöhung heran, und leistete etwas Ungewöhnliches in dem Pflichtenkreise, den sie jetzt übernahm, und wo sie nur die Kaiserin über sich hatte, der sie Rapport über alles, was die Anstalt betraf, abstatten mußte. Das Stift ist wie eine kleine Stadt für sich; es enthält im Umkreise seiner Mauern Handwerker, Geschäftsleute, Beamte,

ja sogar ein Detachement Militär, dem aufgegeben ist, den Befehlen der Directrice sich zu fügen. Die Directrice ist die oberste Behörde, der alle Klassendamen, alle Unter- und Oberaufseherinnen untergeben sind. In dieser ehrenhaften Stellung hielt Frau von Bistram fünfundzwanzig Jahre aus, alsdann begehrte sie ihren Abschied, und nachdem sie diesen unter ehrenden Beifügungen erhalten, zog sie ihre unterdessen erzogenen Kinder aus ihrem Wirkungskreise und nahm sie mit sich nach Deutschland, wo sie jetzt glücklich verheirathet sind. Wenn man diese ehrwürdige Dame von ihrem Leben sprechen hörte, so fühlte man sich gedrungen, ihr die Achtung zu zollen, die das Betreten eines schweren Lebenswegs und das Hindurchdringen zu einem Ziele jedem unwillkürlich auferlegte. Hier in Dresden blieb sie indessen, wie ich sie sah, nur wenige Jahre; alsdann brachte die veränderte Stellung ihres Schwiegersohns auch sie fort.

Solange diese liebenswürdigen Leute hier wohnten, fühlte ich nicht das Bedürfniß nach anderweitigem Umgange; indessen wurde auch der mir gewährt. Das Haus des Majors Serre, dieses bekannte, gastfreie Haus, wo sich die geistvolle Gesellschaft des ersten Viertels dieses Jahr-

hunderts getummelt hatte, wurde auch mir geöffnet. Die Frau des Hauses macht eine glückliche Ausnahme von dem starren und verschlossenen Charakter der Sachsen. Sie hat Tieck bei sich wohnen gehabt, solange er in Dresden weilte, sie hat Thorwaldsen in ihren Räumen aufgenommen, sie hat sogar ein exotisches Exemplar überseeischer Berühmtheit, einen malenden und dichtenden afrikanischen Prinzen lange bei sich beherbergt. Sie fährt nun jetzt fort, den jungen Anwuchs auf dem Parnaß bei sich zu sehen. Ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ist gegen alle gleich, und das ist sehr zweckmäßig, denn wenn sie sich auf Coterien einließe, würde sie wenig in unserer coteriesüchtigen Zeit wirken. Der Major, ihr Mann, ist sehr thätig im Fache der Stiftungen: von ihm rührt die Tiedgestiftung her, und neuerdings beschäftigt er sich mit dem Andenken Schiller's, dem er ebenfalls eine Lotterie widmet.

Jedermann weiß, daß die Künstlerwelt hier sehr schwach vertreten ist; dennoch gelang es mir, eine Notabilität, Herrn Rietschel, kennen zu lernen und ihn an seiner Goethe-Schiller'schen Gruppe arbeiten zu sehen. So wenig ich unbedingter Verehrer Rauch's bin, so muß ich doch gestehen, daß seine Skizze zu dieser Gruppe, wo die beiden Gestalten in idealem

Costüm erscheinen, mir gelungener erscheint als die wenn auch glücklich bezwungene Steifheit, die auf der Rietschel'schen Zusammenstellung ruht. Die Steifheit der Fracks und des Ueberrocks ist bezwungen, es bleibt aber immer die Steifheit der Figuren, die sich in ihrer gewohnten Kleidertracht zu einem poetisch symbolischen Acte zusammenfügen. Man denke sich Goethe mit Schiller in dieser Spielerei mit dem Kranze in ihrer Stube, und man wird es lächerlich finden, während das idealische Costüm vermittelnd und von der Alltäglichkeit trennend auftritt.

Ich wollte jedoch von Rietschel sprechen: es ist ein freundlicher, gefälliger Mann, der im gewöhnlichen Umgange sehr gewinnt. Von ihm erhielt ich meine Büste angefertigt, das heißt ein Schüler von ihm fertigte sie, er überarbeitete das Werk. Es wird von Kennern gerühmt, nur wird die Aehnlichkeit nicht sehr groß gefunden.

9.

Eine Reise, die ich in neuester Zeit nach Weimar machte, brachte mir die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Künstlers, Herrn Genelli. Sein Name ist bekannt: er hatte früher in Berlin gelebt, später in Dresden, ganz zuletzt in München, von wo es ihm nun gelungen ist, nach Weimar überzusiedeln. Möchte er nun dort aushalten. Der Großherzog hat die Absicht, die er auch bereits zum Theil verwirklicht hat, eine Malerschule in Weimar zu gründen, und er hat dabei als Rathgeber einen trefflichen Künstler, Herrn Preller, gleich vortrefflich im Landschaftsfach, wie seine Gebirgspartien Skandinaviens beweisen, wie auch in historischen Bildern, wozu die Auffassung der Bilder aus der Odyssee Zeugniß geben. Dieser begabte Mann schlug dem Großherzoge, als er von dessen Plane Kenntniß genommen, vor allen Dingen einen tüchtigen Künstler im historischen Fache vor, und

da war es nun eben Genelli, den er ihm nannte und den zu berufen er ihn aufforderte. Genelli, der in München in nicht sehr glänzender Lage sich befand, sagte zu, und jetzt ist er ein Weimaraner geworden.

Der Streit, der zwischen den Künstlern heutzutage auszubrechen droht, wo er nicht schon ausgebrochen ist, besteht darin, daß ein Theil die Antike, die Mythologie und alles vom griechischen Leben, was damit zusammenhängt, nicht will, ein anderer darin gerade ein gewünschtes vermittelndes Motiv findet, um Ideen dem Beschauer bemerkbar zu machen, die sonst unentwickelt blieben, oder auf gebahntem und gesuchtem Wege zu Grunde gingen. Kaulbach würde zum Beispiel durch Anwendung der Sprache der Mythologie leichter verständlich sein, als er es jetzt ist, wo er nach fremden und gelehrten Symbolen hascht. Die Mythologie, Dank sei es der romantischen Schule und den Nazarenern, ist dem heutigen Geschlechte so unbekannt geworden, daß man kaum weiß, wer Amor ist, auf welchem Wege Minerva zur Welt kam und welche Fahrten Ulysses machte. Zu dieser vergessenen Kenntniß führt nun Genelli wieder sein Publikum. Alsdann gibt er, was ebenfalls heute vergessen worden, wieder nackte Gestalten in ihrer Schönheit und ihrem mächtigen Zauber. Eine

kleine enge Moral, doppelt unzugänglich für den Künstler, hatte uns in die Kleinkinderbewahranstalten und in die Muhmen- und Basenzimmer eingesperrt, wo es nicht erlaubt war, ein entblößtes Knie zu zeigen. Die Stoffe, die man wählte, waren so eingerichtet, daß man die Arbeit des Schneiders, nie aber die des lieben Gottes zu sehen bekam, und der ist doch der erste und beste Schneider aller Zeiten. Solange man nichts als Genrestückchen malte, ging es; aber wenn man große historische Stoffe, wie Kaulbach sie wählte, malte, da merkte man, welch ein Mittel der Verständigung man außer Verkehr gebracht hatte. Es ist also wol keine Frage, daß das Studium der Mythologie recht eigentlich für den Künstler ein Bedürfniß ist, und da man mythologische Gegenstände nicht malen kann, ohne zugleich Kenntniß des Nackten zu haben, so ist es wiederum Bedürfniß, sich mit Studien nach der Natur, soviel sie unsern Künstlern zugänglich ist, abzugeben. Genelli hat nichts als mythologische Stoffe gewählt, einige wenige Bilder aus der Bibel ausgenommen, die aber auch griechisch gedacht und ausgeführt sind. In einigen kühnen Gruppirungen und Stellungen erinnert er an Michel Angelo. Er hat Zeichnungen zu Wandgemälden gemacht, die vortrefflich sind, und er fährt fort, antike Gegenstände mit

seltenem Geschick zu behandeln, trotz des Geschreies seiner Feinde. Ich habe von ihm einen schlafenden Amor gesehen, den eine Löwin umschleicht, ein vortreffliches Motiv der ungebändigten weiblichen Natur, die in der Liebe ein Mysterium ahnt, das sie um ihre Freiheit und Ungebundenheit bringen kann. Sie geht ihm aus dem Wege, und wird doch immer wieder zu ihm hingezwungen. Dann die drei Grazien, wo die dritte den Schlaf ihrer beiden Schwestern benutzt, um ungesehen Amor zu empfangen und zu küssen, ein in kühnen Stellungen absonderliches Blatt. Dann Ganymed und Juno, sich um die Herrschaft bei Jupiter streitend, Apoll unter den Hirten, die Entführung Europa's, besonders schön gedacht und gruppirt, dann die Zeichnung zu einem bedeutungsvollen Theatervorhange. Alle diese Blätter zeugen von der eminenten Begabung unsers Künstlers, dem es nicht schwer fallen wird, in dem Streite zu siegen, wenn er nur seine Art und Weise nicht verläßt, und nicht zu einem andern Stil übergeht, auch sich nicht abschrecken läßt durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Vorbilder, namentlich der großen italienischen Maler bis auf den Niederländer Rubens, die alle mythologische Stoffe bearbeitet haben, Rubens sogar in engster Vermischung mit dem Costüm seiner

Zeit und den kirchlichen Functionen, wie es sich im Leben der Maria von Medicis zeigt, wo sie, am Altar stehend, von dem Pomp der katholischen Kirche umgeben, während Amor ihr die Schleppe trägt und Hymen ihr vorleuchtet. So etwas, was wir in unsern jetzigen Begriffen von der Kirche und ihrem Gebiet einen Misgriff, eine Geschmacklosigkeit nennen, ist es nicht, sondern nur ein erklärendes Symbol, das für sich wieder eine schöne nackte Form und freie Stellung und Bewegung unter dem steifen Prunk damaliger Zeit zuläßt.

Als eine erklärende Zugabe erschien mir des Künstlers Selbstbiographie in Bildern, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt, unter befreundeten Besuchern herumgezeigt wird. Es deutet in funfzehn bis zwanzig Bildern in kleinem Format die Hauptschicksale und die bestimmenden Momente aus des Künstlers Leben an, freilich nur dunkel für den, dem die nähere Erklärung mangelt, aber durchweg schön gezeichnet und mit Keckheit und Freiheit erfunden. Als Titelblatt ist ein Gespräch in den Wolken angegeben, das das Schicksal des Künstlers bestimmend, in ähnlicher Weise hier auf der Erde geführt sein mag. Auf der einen Seite, die Sache des Künstlers führend, ist der Vater desselben, er selbst und ein paar Freunde; auf der

andern sieht man Winckelmann, Carstens und den Maler Koch und noch ein paar andere. Der Ausdruck in den Mienen des erklärenden und deutenden Vaters ist vortrefflich, nicht minder die belehrende und zurecht weisende Miene Winckelmann's. Ein folgendes Blatt führt uns in die Knabenjahre Genelli's, wie er auf einem Tabouret zeichnet, was ihm die Damen des Hofs, die um ihn gruppirt stehen, aufgeben. Alsdann ein Blatt, wo der schwer lernende Jüngling zur Seite eines Mannes steht, der mit Zirkel und Winkelmaß ihm Belehrung gibt. Dann mehrere Blätter, die Liebesabenteuer darstellen: eines besonders schön, wo er auf dem Boden sich wälzt, voll Schmerz und innerer Zerrüttung, und Amor ihn mit dem Fuße zurückstoßend zürnend entflieht. Kann man wol treffender eine unedle Leidenschaft darstellen? Die Auffassung ist des besten der antiken Dichter würdig. Endlich die Liebe eines Künstlers, wo an seiner Staffelei eine edle schöne nackte Gestalt sinnend lehnt, während er an einem Bilde arbeitend sorgenvoll auf einen Dornenkranz sieht, der neben ihm auf dem Boden liegt. Wie zart, wie sinnvoll ist hiermit die Sorge angedeutet, die den Künstler an die Erde fesselt; während dem gewöhnlichen Auge nur die Dornenkrone des Heilands dabei in den

Sinn kommt, und er an das Bild denkt, das etwa der Maler eben auf der Staffelei hat.

Einen christlichen Gegenstand hat er ebenfalls in seiner Weise aufgefaßt. Maria und Joseph sind auf der Flucht begriffen. Sie sind beide ermüdet entschlummert, das Kind wacht und sitzt gespenstisch aufrecht, unheimlich in Kindesform einen Erwachsenen darstellend, und spricht mit einem Engel, der gekommen ist es zu besuchen. Was das für Worte sein mögen, die diese beiden gegeneinander austauschen! Man möchte lauschen und doch wieder nicht lauschen, denn gewiß ist es eine zerschmetternde Offenbarung, ein künftiges Weltgericht, wovon der Knabe in dem strahlenden Kranze spricht, wenigstens ist die Miene des zuhörenden Engels tieftraurig. Der Schlaf der beiden irdischen Aeltern ist fest und dauernd, wie es bei ermüdeten Erdenpilgern zu sein pflegt. Joseph, in der Umhüllung eines Mantels, liegt gerade so, daß das Bild abgerundet und geschlossen wird. Noch nie ist mir unter den zahllosen Christusbildern eine ähnliche Auffassung vorgekommen, und sie liegt doch so nahe, wenn man die gegebenen Umstände bedenkt.

Durch die Freundlichkeit der Fürstin Wittgenstein, die sehr viele Skizzen von dem Künstler in

ihren Mappen aufbewahrt, wurden mir diese und andere Gegenstände zugänglich, und ich konnte sie mit Muße betrachten, mit den geistvoll erklärenden Worten der Fürstin begleitet, die ebenso eine so große Verehrerin der zeichnenden wie der musikalischen Kunst ist. Die biographischen Blätter zeigte mir der Künstler selbst, diese kannte die Fürstin nicht.

Im Leben soll Genelli wechselnder Natur sein, leidenschaftlich, zu Haß und zu Liebe angeregt, dabei wie ein echter Künstler sich fesselfrei jedem Eindrucke hingebend. Gegen mich war er freundlich, aber zurückhaltend: das Leben mochte ihn wohl gelehrt haben, auf seiner Hut zu sein. Bei der Hofmalerin Fräulein Seidler war ich mit ihm einen Abend zusammen, und da sprach er sich, bei einem Glase Wein, lebhaft über allerlei Gegenstände aus, woraus ich merkte, daß er von Antipathien und Sympathien beherrscht wurde. Seine Stellung in Weimar ist keine ganz leichte: dem entschiedenen Widerspruche seiner Feinde ausgesetzt, steht er so ziemlich allein, aber er ist der Mann dazu, dieses zu ertragen und hinzunehmen. Nur ist zu fürchten, daß sein Sarkasmus, dem er sich hingibt, keine Brücke schlagen wird, um sich zu vermitteln mit der gewöhnlichen

Welt um ihn her. Wenn man seine Zeichnungen sieht, muß man ihn lieb gewinnen, denn es ist Adel, Schwung und echte Poesie in ihnen, oft auf eine kindlich harmlose, immer aber in einer bedeutenden Weise wiedergegeben.

Es ist hier der Ort, um etwas hinzuzufügen über die neuen Gemälde Preller's, des genialen Künstlers, der mit Genelli kunstverwandt ist und mit ihm Eine Richtung verfolgt. Es sind hier besonders die Compositionen gemeint, die er zu der Odyssee geschaffen und die vorzüglich sind. Zwei von diesen Gemäldeskizzen besitzt die Fürstin Wittgenstein, und es sind gerade sehr ausgezeichnete: das eine den Gesang der Sirenen darstellend, während man das Schiff des Ulysses mit dem Sturme kämpfen sieht, das andere die Erscheinung der Leukothea auf dem Gipfel einer ungeheuern Welle, die zu dem sich rettenden Helden niederschaut. Das erstere ist lieblich, in der Gruppe der Frauen auf dem Felsen, das zweite großartig kühn in der Erscheinung der Göttin und in dem vortrefflich gezeichneten Meere, in welchen Naturschilderungen Preller bekanntlich Meister ist. Als einen solchen habe ich ihn immer zu schätzen gewußt, ich 'kannte in ihm aber nicht die Begabung für poetische Situation und die Kraft,

dieselbe in allen ihren Motiven darzustellen. Hier weiß man allerdings nicht, ist die Handlung Staffage oder ist sie die Hauptsache, so vortrefflich sind beide Theile, Landschaftliches und Historisches, ineinander verschmolzen und dargestellt.

Ende des sechsten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

welche in allen ihren Motiven darzustellen, wie weiß man allerdings nicht, ist die Handlung Grundlage oder ist sie die Hauptsache, so vortrefflich sind beide Theile, Naturschilderung und Sittenschilderung, ineinander verschmolzen und dargestellt.

Ungern-Sternberg, Alexander von

Erinnerungsblätter

Bd.: 6

Berlin (1860)